

Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Thoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen
Nr. 8. mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.
Preis per Jahrgang \$1.50 postfrei.

Mai 1898.

Inhalt: Von Suez nach Dschedda. — Die Wiederaufnahme der Indianermissionen am mittleren Amazonas. — Die Sioux und ihre Apostel. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Europäische Türkei (Die Resurrectionisten); Syrien (Schulen, Missionen); China (Die Insel Hainan; Im Sturm gekentert); Hinterindien (Apostol. Vicariat Nord-Cochinchina); Aegypten (Bekehrung der Kopten); Aequatorial-Afrika (Süd-Nyanza); Portugiesisch-Ostafrika (Mozambique); Brasilien (Priesternoth); Oceanien (Marquesas-Inseln); Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke.

Von Suez nach Dschedda.

(Reisebilder von dem Rothen Meer und der arabischen Küste. Von P. Franz Xaver Geyer aus der Genossenschaft der Söhne vom heiligsten Herzen ¹.)

Am 20. März abends 6 $\frac{1}{4}$ Uhr verließ ich Kairo. Am 21. März morgens 7 $\frac{1}{4}$ Uhr fuhr der Zug in Suez ein. Im Hospiz der Franziskaner, wo ich auf frühern Reisen wiederholt gewohnt hatte, fand ich gastfreundliche Aufnahme. Die Stadt hat enge, schmutzige Gassen, mit Ausnahme einiger neuen Anlagen in der Nähe des Bahnhofes. Die Mehrzahl der Häuser ist armselig. Im Norden der Stadt sind das seit Vollendung des Kanales größtentheils verlassene Suezhotel und eine Anzahl Gebäude für Agenturen und Consulate in europäischem Stile gebaut. Das Leben und Treiben ist ein reges. Lastträger, Eseljungen, Verkäufer und Gaukler beleben die Straßen. Auf dem engen, finstern Sug (Markt) herrscht den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein ein lebhaftes Treiben und Handeln. Trotzdem Suez nicht mehr die Einwohnerzahl und Rührigkeit wie zur Zeit des Kanalbaues besitzt, weist es doch noch ein buntes Gemisch von Nationalitäten auf. Franzosen und Engländer sind meist Beamte der Schiffsagentsuren und der Kanalgesellschaft, Italiener, Griechen und Malteser meist Kaufleute und Bubenbesitzer. Durch Consulate sind vertreten: Deutschland, England, Frankreich, Oesterreich, Rußland, Griechenland, Dänemark, Spanien, Portugal,

die Vereinigten Staaten von Amerika, Persien. Die Mehrzahl der Einwohner sind Muselmänner, dann etwa 1500 Griechen mit einer Kirche und Schule, und 2000 Katholiken, meist Italiener und Malteser, mit Kirche und Schule unter Leitung der Franziskaner vom Heiligen Lande. Die Frauen vom Guten Hirten besitzen eine gut besuchte Mädchenschule. Jüngst ließ die Kanalgesellschaft auf dem Dock (Landungsplatz) eine Kirche mit Schulen für Knaben und Mädchen erbauen. Die Knabenschule steht unter Leitung der christlichen Schulbrüder. An Sonntagen bietet Suez, von einer Terrasse aus betrachtet, einen eigenen Anblick: Die Flaggen aller Consulate, Schiffsagentschaften, Agenturen und Religionsgemeinden flattern, insgesamt wohl zwanzig, in ihren bunten Farben auf hohen Masten. Das öffentliche Leben und Treiben ist durch den Stempel der Unsitlichkeit gebrandmarkt, die sich unangefochten breit macht. Wohl in keiner Stadt Europas würde Aehnliches geduldet werden. Daß weder Regierung noch Private dagegen ihre Stimme erheben, ist ein schlimmes Zeugniß für sie selbst. Nicht mit Unrecht kann man das kleine Suez das ägyptische Babylon nennen; denn in keiner Stadt Aegyptens herrschen so traurige Zustände wie hier.

Suez liegt in der Wüste. Der Süßwasserkanal hat es ermöglicht, im Nordosten der Stadt eine Pflanzung zu versuchen,

¹ Diese Reise wurde schon vor mehreren Jahren gemacht; doch dürften die Schilderungen noch völlig den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechen.

die gute Erfolge aufweist. Es ist ein Genuß, sich dem Wirrwarr zu entwinden und hier zwischen grünen, rings von der Wüste umsäumten Saaten zu wandeln. Gärten und Gemüseanlagen, Kleefelder und Baumpflanzungen bedecken eine weite Strecke. Eine Dampfmaschine besorgt das Trinkwasser für die Stadt; Wasserleitungen und Schöpfvorrichtungen bewässern die Anlagen. Sonntags ist hier der Promenadeplatz der Europäer. Dieses in der Mitte der Wüste erstandene Fruchmland und die Versorgung der Stadt mit kostbarem Nilwasser, das die Reisenden auf der Fahrt durch das Rote Meer bis nach Indien erfrischt, geben Zeugnis von dem Schaffensgeiste europäischer Energie. Die Garten- und Feldarbeit wird meist von Maltesern und Italienern besorgt, während die Griechen es vorziehen, als Trinkbudenbesitzer und Spiritushändler das träge Leben der Stadt zu führen.

Bei verschiedenen Ausflügen in die Umgegend von Suez hatte ich Gelegenheit, mit mehreren Gelsungen Bekanntschaft zu machen. Kaum irgendwo in Ägypten ist dieses Volk so verkommen wie in Suez. Sie sind lügnerrisch und geldgierig, heimtückisch und frech, aber sie pflegen ihre Thiere wohl. Eines Tages hatte ich einen vorzüglichen Esel gemietet. Der Eseljunge erzählte mir während der Rittes, der Esel sei viele Jahre hindurch der beste in Suez gewesen, er sei „wie eine Lokomotive“ gelaufen. Infolgedessen hätten ihn alle mit neidischen Augen betrachtet. Der neidische Blick habe dem Thiere eine Krankheit verursacht. Zwei Amulette (hegiab), die es heute noch am Halse trägt, hätten es jedoch wiederhergestellt. Als ich nun sagte, der Esel sei wirklich sehr schön, schlug der Treiber mit aller Kraft auf denselben ein, indem er Flüche und Verwünschungen gegen das Thier ausstieß, um einen etwaigen schlimmen Erfolg meines Lobes und wohlgefälligen Blickes abzuwenden. Der Glaube an die verderbliche Wirkung des neidischen Blickes ist unter den Muselmännern allgemein verbreitet und veranlaßt sie oft zu den lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln. In diesem Wahne verhüllen die Mütter ihre Kinder, damit etwaiger Neid ihnen nicht schade; aus demselben Grunde herrscht die Sitte, die Kleinen nicht zu baden und zu waschen, damit ihr Gesichtchen nicht neidische Blicke oder das Wohlgefallen Fremder auf sich ziehe. Eine ähnliche böse Wirkung wird dem Blicke des Gegners zugeschrieben. Ein geringes Unwohlsein, geringfügige und schwere Krankheiten werden nicht selten dem Hasse oder feindseligen Blicke eines Widersachers beigemessen. Leben zwei in Feindschaft, so muß fast stets der Gegner die Ursache des Unglücks oder Mißgeschicks sein, das dem andern zustoßt. Dieser Aberglaube gibt den muslimännischen Mönchen und Fakiren Gelegenheit, durch Schreiben von Amuletten gegen die Wirkung des bösen Blickes Geld zu verdienen. Thiere und Menschen werden durch zahlreiche Amulette gegen den bösen Blick geschützt.

Endlich war der Tag der Abfahrt gekommen. Am 27. März begab ich mich nach dem Dock oder Landungsplatz, welcher mit der Stadt durch eine Eisenbahn verbunden ist. Ich bestieg das Schiff „Niobe“ des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd, das über Dschebda und Aden nach Indien segeln sollte. An Bord befand sich eine Anzahl muslimännischer Pilger und Kaufleute. Bei der Untersuchung der Reisebilletts durch den Agenten stellte sich heraus, daß vier arme Pilger kein Billet hatten; sie sollten das Schiff verlassen. Drei wußten sich nun das Geld zu leihen; der vierte, ein armer, kranker Türke mit mächtigem grünen Turban, begann jämmerlich zu weinen und den Agenten um Barmherzigkeit anzusehen. Dieser verwies ihn auf die Strenge des Reglements. Mit lautem Geschrei beschwor nun der Sieche seine Glaubens-

genossen bei Allah und dem Propheten, ihm zu ermöglichen, daß er in Mekka sterbe. Die Pilger sammelten unter sich das erforderliche Geld und bezahlten für den kranken Genossen. Außer sich vor Freude, schleppte sich dieser von Wohltäter zu Wohltäter und küßte mit strahlendem Blicke jedem einzelnen die Hand. Glücklich und zufrieden hockte er dann unter eine Treppe, um vergnügt sein trockenes Brod mit Zwiebeln zu verzehren. Um 8 Uhr abends verließen wir den Hafen von Suez.

Am folgenden Morgen hatte ich Muße, die Reisegesellschaft an Bord zu betrachten. Die Passagiere waren durchweg Muselmänner, mit Ausnahme eines schismatischen Syriers. Es befanden sich auf dem Verdeck: 4 Perser aus Bagdad, 2 Syrer aus Beirut mit 4 Frauen und 7 Kindern, 4 Familien aus Tunis und 2 aus Tripolis, 6 Ägypter mit zahlreicher Familie, 1 Syrer aus Jerusalem, 1 türkischer Beamter aus Arabien mit 3 Weibern und 3 Söhnen, 3 Bosniaken, 5 Türken aus Konstantinopel, 2 Beduinen aus Mekka, 1 Handelsmann aus Smyrna, 4 Kaufleute aus Marokko, 1 kranker Pilger aus Salonichi, 7 Kleinasiaten aus Damaskus, im ganzen 116 Personen. Mit Ausnahme einiger Kaufleute waren die übrigen Pilger. Für viele dieser armen Leute ist die Pilgerfahrt immerhin ein großes Opfer, mit zahlreichen Entbehrungen und Ausgaben verbunden. Die Deckfahrt von Port Said bis nach Dschebda kostet 200 Piafter, was für eine Familie eine bedeutende Ausgabe bildet. Sie führen auf der Reise ein armseliges Leben. In Säcken nehmen sie Zwieback, Zwiebeln, Orangen, Oliven, Kaffee und Zucker mit sich; Kaffee ist häufig die einzige warme Nahrung des Tages.

Die Fahrt war ruhig und angenehm. Besonders schön ist der Aufenthalt auf dem Verdeck am Abend, nachdem die Hitze des Tages gewichen ist. Ein dichter Dunstkreis begrenzt den Horizont der stillen See. Die Sterne des Himmels, voran der leuchtende Sirius, werfen ihr schimmerndes Licht auf die dunstige Fläche hernieder. Majestätisch zieht das Fahrzeug den südlichen Weg, den ihm der Magnet weist. Aus den aufgewühlten, salzgetränkten Wasserfurchen sprühen Funken, die gleich zahllosen flimmernden Sternchen auf der murmelnden Woge das Schiff umgaukeln, um bald wieder in der schaumbedeckten Fluth zu erlöschen, gleich in das Wasser geworfenen Feuerfunken. Glockensignale, welche die Stunden verkünden, tönen von Zeit zu Zeit über die Seebehauung hin. Ein Pilger senkt, auf seinem Lager sich windend, ein Allah akbar (Allah ist groß), ein anderer erhebt sich ruhelos von seinem Strohgesteck, um sich eine Cigarette anzuzünden; zeitweise unterbricht ein Befehl von der Commandobrücke herab oder ein rauher Ruf des Obermatrosen, nicht selten von einem gotteslästerlichen Fluche begleitet, die Stille der Nacht. Hier und da taucht am Horizonte ein Licht auf: ein Schiff ist im Anzuge; es birgt Schätze und Passagiere aus dem Osten; ohne Gruß zieht es vorüber. Leiden und Freuden ziehen auf dieser Wasserstraße nach Norden und Süden; Fahrzeuge und Insassen wechseln; doch der über den schimmernden Sternen wohnt, ist ewig derselbe.

Am Morgen des 29. März herrschte große Feuchtigkeit, die fast lästiger ist als trockene Hitze; das Verdeck war mit Thau bedeckt, und der Schweiß drang uns aus allen Poren.

Meine gewöhnliche Unterhaltung war das Gespräch mit den Pilgern. Mehrere unter ihnen machten die Pilgerfahrt zum viertenmal, ein Alter aus Beirut sogar zum elftenmal. Manche verbinden mit der Pilgerfahrt auch Handel. Ich setzte mich gewöhnlich in ihre Mitte. Als bald sammelten sich eine Schar Männer, neugierige Frauen und Kinder um mich. Sie waren stolz, in

meiner Gesellschaft zu sein, und boten mir von ihrer trockenen Nahrung an. Es ist eine schöne Sitte der Orientalen, dem Fremden, ob gläubig oder ungläubig, von ihrer Mahlzeit anzubieten; es wäre ein Act der Unhöflichkeit und Vernachlässigung der Gastfreundschaft, dieses zu unterlassen. Der ärmste Bettler ladet den Fremden, der ihn bei der Mahlzeit antrifft, ein, von seinem trockenen Brode mitzuessen. Die Pilger waren anfangs erstaunt, daß ich arabisch sprach. Eine Frau fragte, ob ich auch bete. Auf die bejahende Antwort waren alle zufrieden, und die Frau äußerte zu einem Matrosen: „Du bist ohne Religion, aber dieser kennt Gott und thut Gutes!“ Es entspann sich ein Gespräch über die religiösen Fragen, an dem Männer und Frauen theilnahmen.

„Rehrst du dein Gesicht gegen Mekka, wenn du betest?“

„Ich bete nach allen Richtungen gewendet; denn Gott ist überall.“

„Kennst du den Koran?“

„Ich habe ihn in deutscher und theilweise in arabischer Sprache gelesen.“

Alle waren verwundert darüber, daß der Koran in deutscher Sprache erschien. Den Muselmännern ist es ein Greuel, daß der Koran in fremde Sprachen übersetzt wird, da derselbe das Wort Gottes arabisch enthalte und wörtlich in arabischer Sprache genommen werden müsse.

„Warum leset ihr den Koran?“

„Um zu sehen, was er enthalte.“

„Er enthält Gottes Wort.“

„Der Koran enthält Gutes, aber auch Schlechtes. Z. B. in der 34. Sure (Vers 31) heißt es, Gott habe dem Propheten das Privileg zugestanden, offenbare Sünden zu begehen. Es ist unmöglich, daß Gott so etwas gestatte.“

Sie sahen sich verwundert an. Ich bat sie, mir einen Koran zu bringen. Fast alle erklärten, sie hätten keinen Koran bei sich, obwohl ich sie bereits daraus lesen sah. Eine Frau rief: „Es ist euch verboten, den Koran zu lesen; er darf Ungläubigen nicht gegeben werden, er ist für die Muselmänner.“

Ein Alter sagte: „Wir brauchen nicht nachzusehen; wir wissen, daß der Koran Gottes Wort ist, das uns durch den Propheten Mohammed geoffenbart wurde.“

„Kein Mensch, der Vernunft hat und sie gebraucht, kann glauben, daß ein Mann, der sich solche Privilegien herausnimmt wie Mohammed, Gesandter Gottes sei.“

„Der Koran ist Gottes Wort; alles im Koran ist gut.“

Eine Frau: „Die Christen verstehen den Koran nicht.“ Alle Frauen im Chor: „Nein, sie verstehen ihn nicht, er ist ihnen verschlossen; sie sind blind.“

Die Muselmänner lassen keine Kritik des Korans zu, sie gehen nicht auf die Vorwürfe ein, sie erwidern stets: „Der Koran ist Gottes Wort, der Prophet hat es gesagt.“ Auffallend war mir, daß auch die Frauen sich an der Unterredung theilnahmen und dem Mißfallen über meine Ansichten noch stärkeren Ausdruck gaben als die Männer. Trotzdem habe ich keine Frau beten, wohl aber viele rauchen sehen.

Ein Muselman sagte beschwichtigend: „Die Wahrheit wird recht haben. Allah kerim, Gott ist gütig. Wir haben das Ende für uns. Jetzt herrscht Verwirrung, aber das Ende wird für uns Zeugniß geben. Die Christen freuen sich auf dieser Welt, sie bekriegen die Muselmänner. Die Christen haben bereits Aegypten, Suakin, Massaua genommen; aber am Ende wird der Sieg unser sein.“

„Wie kann der Endsieg den Muselmännern gehören, wenn die Christen immer weiter vordringen?“

Das Ende gehört unserem Herrn Jesus; er ist der Letzte.“

„Der Herr Jesus wird alles christlich machen.“

„Nein, er gehört den Muselmännern; die Christen haben ihn zum Abgott gemacht; er ist ein Prophet, aber Mohammed ist größer. Die Christen glauben nicht an Mohammed, der Christi Werk vervollständigt hat; sie haben daher keinen Antheil an Christus. Wir werden das Ende sehen. Allah kerim, Gott ist gütig. Er weiß alles.“

„Allah kerim,“ wiederholten alle Pilger, und ein türkischer Scheik sagte: Schweigen ist besser, Gott weiß es.“

Unter dem Vorwande, der Sonnenhitze zu entgehen, zogen sie sich alle zurück und verkrochen sich unter ihre Decken, mit Seufzen murmelnd: „Es gibt nur einen Gott; Gott ist der Höchste; Gott ist allwissend; Gott ist der Gütige.“ Andere ergingen sich in Verwünschungen gegen die Christen, riefen das Ende zum Zeugen an und trösteten sich mit frommen Aspirationen über die Ankunft in Djhedda und das heilige Licht der Kaaba.

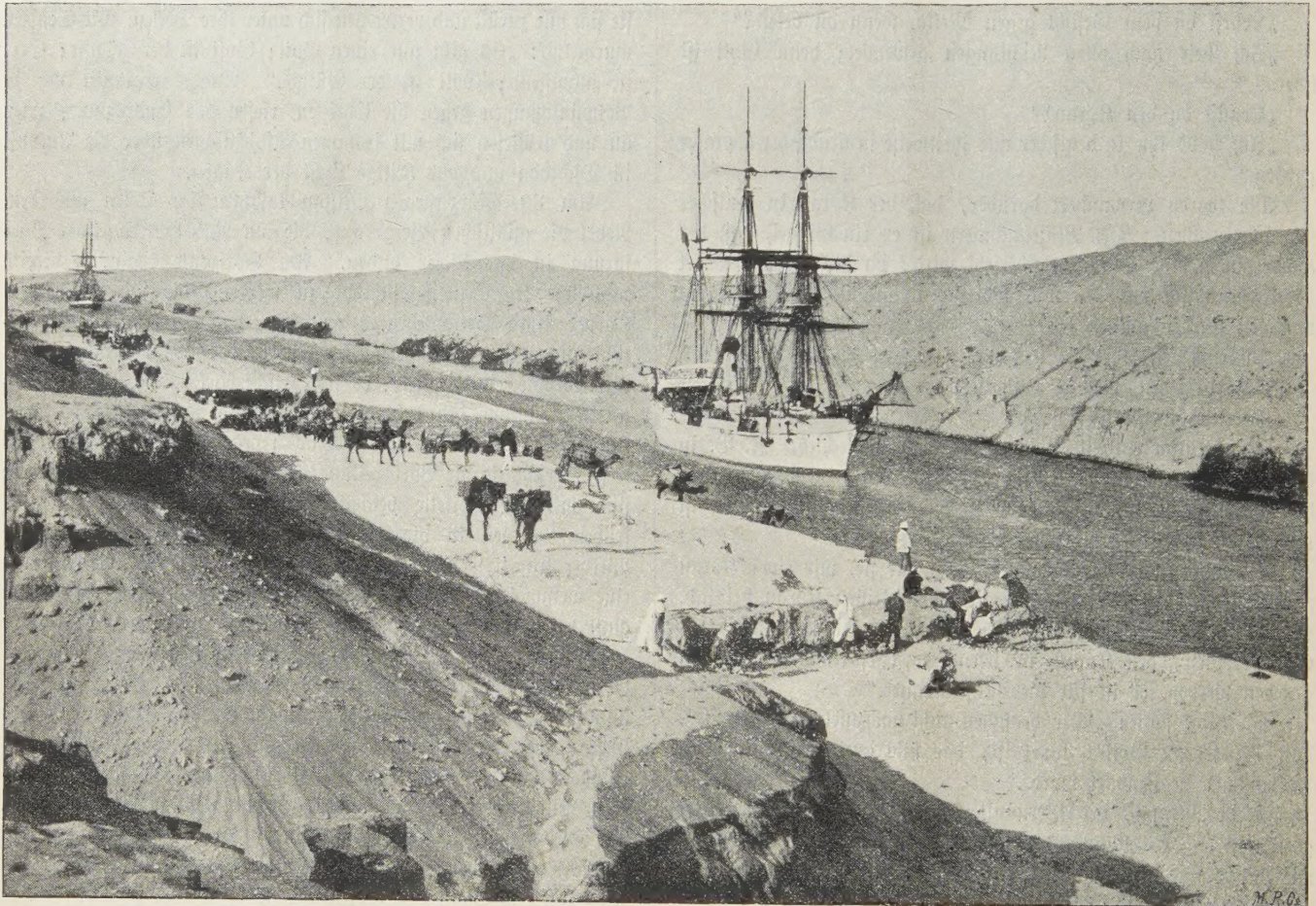
Am 30. März gegen Mittag tauchten im Osten aus dem Nebel die asiatischen Berge auf, die am Ras Hatiba einen Vorsprung in das Meer bilden. Am Horizonte beginnen bereits zahlreiche Korallenriffe sichtbar zu werden, die sich gleich dem Körper eines Seeungeheuers aus dem von glänzendem Sonnenlicht übergoßenen Wasserspiegel erheben. Als bald begegnen wir den Vorboten des Hafens: es sind Fischerbarken, die, von Sklaven geleitet, einsam der beschuppten Welt des Rothens Meeres nachstellen. An Bord herrscht überall reges Leben. Die Matrosen treffen geschäftig die Vorbereitungen zum Ankerwerfen, die Offiziere sind mit der Toilette beschäftigt. Die Muselmänner sind seit frühem Morgen in die Gala-Uniform der Pilger gehüllt. Die Weiber tragen weißen, makellosen Ueberwurf (tob), die Männer eine weißwollene ferdah, die rechte Schulter entblößt, das Haupt glatt rasirt und gehen barfuß: dies ist die vorgeschriebene Tracht der Pilger. Männer, Frauen und Kinder stehen am Rande des Verdeckes und richten unverwandt ihre Blicke nach Osten. Sie sind sämtlich in feierlich religiöser Spannung und Erwartung; ihre Gespräche drehen sich um Djhedda und das heilige Mekka. Die Jüngern lauschen neugierig den Erklärungen und Schilderungen der alten Pilger über Mekka, das von geheimnißvollem Lichte umflossen ist. Die weißgekleideten Mädchen singen Freuden- und Pilgerlieder in die See hinab. Die religiöse Stimmung aller ist gehoben. Je mehr sich das Schiff dem Hafen nähert, desto mehr schwillt die Begeisterung in der Brust der Pilger. Die Einfahrt in den Hafen geschieht unter zahlreichen Bindungen zwischen den Klippen und Korallenriffen, die durch Signale gekennzeichnet sind. Um 2 1/2 Uhr fällt rasselnd der Anker. Es fiel uns auf, daß außer einer türkischen Barke keine Segler sich näherten. Erst nach einiger Zeit erschien der Agent des Lloyd und kündigte dem Kapitän an, daß am Tage vorher Befehl aus Konstantinopel eingetroffen sei, nach welchem alle Schiffe mit Pilgern an Bord außerhalb des Hafens das Patent der Sanitätsbehörde abzuwarten hätten. Es dauerte über zwei Stunden, bis die Formalitäten erfüllt waren und die Ausschiffung erlaubt wurde.

Im Hafen befanden sich drei türkische Kriegsschiffe und mehrere Segelschiffe. Die Kriegsschiffe waren in vernachlässigtem Zustande, der zur Genüge die Schwäche und den Niedergang der türkischen Herrschaft charakterisirte. Zahlreiche kleine Segelbarken durchkreuzten den Hafen in allen Richtungen auf der Suche nach

Fischen, Krebsen, Korallen, Muscheln und Perlmutter. Staunenswerth ist die Fertigkeit der Fischer und Perlmutterfischer im Schwimmen. Gleich Amphibien ziehen sie unter dem Wasser an den Korallenriffen hin, um dann mit ihrem Fange an der Oberfläche zu erscheinen. Die Perlmutterfischerei ist ein Haupterwerbszweig der Bewohner von Dschedda; von hier werden jährlich bedeutende Mengen nach Europa ausgeführt.

Um 5 Uhr verließ ich das Schiff und fuhr mit einigen Europäern nach dem Ufer. Am Landungsplatze herrscht reges Treiben. Jeder Passagier, der sich vorübergehend in Arabien aufhält, muß im Sanitätsbureau 8 Piafter entrichten. Wenn man annimmt, daß jährlich 45 000—50 000 Pilger in Dschedda

landen, so ergibt sich eine hübsche Einnahme. Diese wird zum Unterhalte der verschiedenen Quarantäneposten verwendet. Außer in Dschedda befinden sich Quarantänen in Yambo und Hodeida. Die Pilger bringen die Quarantänezeit auf der südlich gelegenen Insel Uasta zu; das dortige Bureau steht unter Leitung eines europäischen Sanitätsbeamten. Der Regierungsarzt in Dschedda erhält 40 Pfund Sterling monatlichen Gehalt, eine anständige Bezahlung für den allerdings anstrengenden Dienst. Am Landungsplatze in Dschedda liegen stets an hundert kleine Segelbarfen vor Anker; es herrscht ein ewiges Aus- und Einfahren von Barfen. Die Bemannung besteht zumeist in Sklaven, deren jede Barke durchschnittlich drei besitzt. Unter ihnen sind die meisten Stämme der



Erweiterungsarbeiten am Suezkanal. (S. 169.)

Nigritier zwischen dem Nil und Rothen Meere, der Neger am Blauen und Weißen Nil, am Gazellenflusse und aus dem mittlern Sudan vertreten. Die Afrikaner, die in ihrer Heimat Viehzucht und Ackerbau trieben oder ein Nomadenleben in der Wüste führten, nennen nun hier das Meer ihr Element, dessen Schätze sie ausbeuten zum Vortheil ihrer faulenzenden, habgierigen Gebieter.

In Dschedda nahm ich Wohnung im Hause des österreichischen Viceconsuls, wo ich früher bereits dreimal gewohnt hatte. In den folgenden Tagen hatte ich Gelegenheit, mir Stadt und Umgebung mit mehr Muße anzusehen, als dies in früheren Jahren möglich war.

Die Stadt Dschedda dehnt sich unmittelbar am Hafen aus. Am Landungsplatze befindet sich das Gebäude der Quarantäne. Von da aus begeben wir uns, eine hölzerne arabische Kaffeebude zur Rechten lassend, über einen freien Platz zum Stadthore.

Dort fahndet die Wache auf zollpflichtige Gegenstände. Wir betreten die Stadt und gelangen zwischen Kaffee- und Trinkbuden durch geradeaus zum großen Sug (Markt), wo sich das Leben der Stadt concentrirt. Die Gassen sind unregelmäßig und eng und in den innern Vierteln düster. Zwischen der sich tummelnden Jugend schleichen stolze Männer und verhüllte Frauengestalten ernst und stumm dahin. Herrenlose, häßlich gelbe, abgemagerte Wolfshunde wühlen im Kothe. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig, von eigenthümlicher Bauart. Die Mauern sind aus Meersteinen mit Holzlagen, um dem Baue mehr Halt zu geben. Glasfenster finden sich nicht, sie werden durch hölzerne Läden ersetzt. Charakteristisch sind die Maschrabien, bestehend in einem hölzernen Vorbau, nach Art geschlossener Balkone, in den hohen und breiten Fensteröffnungen. Dort sitzt man auf einem Diwan, athmet die



Arabische Brodkuchenhändler in Suez. (S. 169.)

frische Luft oder raucht (maschrabieh, d. h. Ort des Trinkens oder Rauchens). Die Maschrabien sind meist künstlich und zierlich gearbeitet und bilden den Schmuck des Hauses.

Gegen Norden und Osten ist die Stadt von einer Mauer umgeben, durch die zwei Thore in die Wüste führen, das nördliche nach Medina, das östliche nach Mekka. In der Nähe des letztern Thores liegt das Spital mit großem, aber vernachlässigtem Garten, dessen wenige Wildkajien neben einigen Gewächsen bei der Wohnung des Gouverneurs das einzige Gesträuch innerhalb der Stadtmauern sind. Bei dem Thore von Medina befinden sich das französische, österreichische, englische und holländische Consulat sowie die Wohnung des Gouverneurs. Die Europäer haben so das angenehmste Quartier gewählt; hier ist es lustig und verhältnißmäßig reinlich. Außerhalb des Medinathores liegt auf einer Anhöhe die ausgedehnte türkische Kaserne, dahinter der mohammedanische Friedhof. In der Nähe ragen die hohen Ueber-

reste von Windmühlen empor, die Mohammed Ali Pascha erbauen ließ, als Dschebda noch zu Aegypten gehörte.

Die Umgegend der Stadt ist sandig, steinig und öde. Einzelne gefräßige Vögel und zahlreiche Wolfshunde, die sich vom Aase nähren, beleben die Wüste. In einigen ausgemauerten Cisternen sammelt sich das Regenwasser. Wenige Dattelpalmen fristen, von der Hand der Sklaven bewässert, in den Niederungen ein kümmerliches Dasein. Diese armseligen, beschränkten Däsen lassen das Bild der allgemeinen Unfruchtbarkeit nur noch deutlicher hervortreten. Wir befinden uns in einem trostlosen Landstriche, der seinen Namen des „Steinigen Arabiens“ vollkommen rechtfertigt.

Die Küsten des Rothen Meeres sind als heiße Gegenden bekannt; trockene und feuchte Hitze wechseln ab. Wir hatten am 6. April 32° C. um 6 Uhr abends, am 10. April um dieselbe Stunde 31° C. (Fortsetzung folgt.)

Die Wiederaufnahme der Indianermissionen am mittleren Amazonas.

Wir haben früher schon kurz berichtet, daß sich im Mittellauf des Niesenstromes Marañon den Vätern vom Heiligen Geist ein neues gewaltiges Arbeitsfeld eröffnet hat. (Jahrg. 1897, S. 95.) Es ist dasselbe, aus welchem vor etwa 140 Jahren die alten Jesuitenmissionäre durch Bombal gewaltsam vertrieben wurden und welches seither größtentheils in trostloser Verödung geblieben ist. Zahlreiche deutsche und österreichische Missionäre haben vormalig in diesen Strichen erfolgreich gearbeitet. Im Mai 1896 trafen die ersten drei Patres und zwei Brüder in der Bischofsstadt Manaus ein und begannen muthig und entschlossen ihre Arbeit. Zuerst wurde in der Stadt die Missionsprocur eingerichtet und auf den Wunsch des Bischofs Don José Lourenço da Costa Aguiar die Pfarre S. Sebastian übernommen. Manaus ist eine Stadt von 30 000—40 000 Einwohnern und hat eine bedeutende Zukunft.

Nun galt es, für die Evangelisirung der verlassenen Indianerstämme am Marañon und an den Nebenflüssen einen geeigneten Ausgangspunkt zu finden. Nach längerem Suchen Strom auf und Strom ab fiel die Wahl endlich auf einen Platz in der Nähe von Tefé, gegenüber einer der Hauptmündungen des Rio Japura (oder Caqueta). Es ist dies einer der mächtigen linken Nebenflüsse des Solimões, wie der Marañon hier in seinem Mittellaufe heißt. Tefé liegt 300 Stunden von Manaus und 700 von Para und ist durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit diesen Orten verbunden. Die Station kommt auf eine Anhöhe, etwa 20 m über dem höchsten Wasserstande des Stromes, zu liegen, hat eine gesunde Lage und reichen Vorrath an reinem, frischem Quellwasser.

Die Pflanzenwelt ist in üppiger Fülle durch die herrlichsten Baumarten und Nutzpflanzen vertreten. Da wächst die *Siphonia elastica*, die Kastanie des Marañon, Cacao, Kaffee, der Kokos- und Quininbaum u. s. w. Die Manioc-, Igname- und Reiskultur verspricht reichen Ertrag. Eine ergiebige Nahrungsquelle bilden auch der Strom und die andern zahlreichen großen und kleinen Wasseradern, die fast alle überaus fischreich sind. Und welche Fische! Der Tampagni z. B. wiegt gewöhnlich 5—6 kg, zuweilen 10, 15, ja bis 20 und ist in solcher Menge vorhanden, daß die Indianer den Strom Tampagni paratu, d. h. Tampagni-Schüssel nennen. Sein Fleisch ist, wie das der meisten hiesigen Fische, fest, ohne Gräten und übertrifft an Geschmack die meisten

europäischen Arten. Dasselbe gilt vom Cunare, von fast gleicher Größe, und vom Piracuru, der bis zu 3 m lang wird und das respectable Gewicht von 50—60 kg erreicht. Dazu kommen die zahlreichen Schildkröten, deren Fleisch von gutem Rindfleisch kaum zu unterscheiden ist.

Interessant ist, was P. Libermann über die Art und die Bedingungen beim Erwerb von Grundbesitz in diesen noch kaum besiedelten Landestheilen berichtet. Er ist Eigenthum des Staates oder der Localbehörden. Der Ankauf geschieht entweder auf Widerruf oder mit bleibendem Rechtstitel. Im ersten Fall bedarf es keiner Formalitäten. Man nimmt einfach Besitz von einer Strecke, errichtet die nöthigen Bauten und beutet Grund und Boden aus ganz nach Belieben. Solange niemand Einspruch erhebt, geht alles gut, und man kann es 50—60 Jahre in friedlichem Besitze behalten. Doch bleibt das Grundstück Eigenthum des Staates oder der Ortsbehörde. Will diese ihr Recht geltend machen, so wird dem Besitzer, falls er nicht auf dem gewöhnlichen Wege sich einen bleibenden Rechtstitel verschafft, eine entsprechende Vergütung für die errichteten Bauten und die geleisteten Arbeiten gewährt. Im zweiten Falle, d. h. um ein für allemal rechtmäßiger Besitzer zu werden, wendet man sich an den Staat oder die Gemeinde. Nach eingezogener Erkundigung über das fragliche Grundstück wird die Uebertragungsurkunde ausgestellt und dem Eigenthümer die Entrichtung eines kleinen jährlichen Grundzinses auferlegt. Zu bemerken ist noch, daß bei solchen Abschließungen nur immer jener Theil des Grundstückes abgeschätzt wird, der nach dem Fluß zu liegt und in Verbindung mit den Verkehrsstraßen steht. In die wilden Regionen des Hinterlandes mag der Eigenthümer seinen Besitz beliebig weit ausdehnen, ohne daß ein Mensch daran denkt, ihm denselben streitig zu machen.

Für die Erwerbung der neuen Missionsniederlassung wurde natürlich der zweite, officielle Weg eingeschlagen. Die Mission erhielt so auf ewige Zeiten ein Grundstück von 1 km Frontseite nach dem Solimões zu mit gleicher Ausdehnung in der Tiefe. „Diese 100 Hektare,“ so schreibt P. Libermann, „deren natürliche Seitengrenzen zwei Flüßchen (igarapis) bilden, geben uns das Anrecht auf den ganzen noch unbefetzten Gebietsstreifen nach hinten hinaus bis nach Bolivia hin, wenn wir wollen. Der Kaufact kostete uns die fabelhafte Summe von 20 Fr., der jährliche

Grundzins an die Gemeinde von Tefé, der das Gebiet gehört, beträgt nach dem augenblicklichen Kurs 47 Fr., die man uns zudem, sobald unser Werk einmal recht im Gange ist, auch noch erlassen wird."

Sofort wurde nun mit den ersten Einrichtungsarbeiten: Urbar-machung, Anpflanzungen, Bauten begonnen. Die größte Schwierigkeit ist hierzulande, die nöthigen Arbeitskräfte zu finden. Fast alle arbeitsfähigen Männer gehen zu San Seringals, d. h. zur Kautschufgewinnung, die sich besser bezahlt als jede andere Arbeit. Das Ausroden des Grundstückes lieferte gleich den nöthigen Vorrath an Bauholz an Ort und Stelle, eine große Bequemlichkeit. Man begnügte sich, zunächst einen schlichten, aber soliden baracão, eine Art Blockhaus mit Verandas, nach Landesitte aufzuführen, groß genug, um etwa 60 Indianerkindern Platz zu geben. Der Bau kommt auf die Höhe der Strombank zu liegen in der unmittelbaren Nähe des Schiffsverkehrs, und soll später als Vorrathsmagazin dienen.

In einem andern Briefe macht P. Libermann nähere Angaben über den Indianerstamm, der zunächst in den Bereich der Missions-thätigkeit fallen soll. Er gehört zur Familie der Miranhas, ein sanftes, gut geartetes Volk, das von den Kolonisten am meisten ausgebeutet und bedrückt wird und deshalb die erste Sorge der Mission verdient. Man trifft in Tefé, Nogueira, Caicara, Fontebó und Coary zahlreiche Angehörige dieses Stammes, die, von den Händlern aufgekauft oder geraubt, hierher gebracht wurden. Zwar ist in Brasilien durch Gesetz vom 13. Mai 1888 die Sklaverei in jeder Form feierlich abgeschafft und streng verboten, die Indianer irgendwie ihrer Freiheit zu berauben und zur Arbeit zu zwingen. Es wurde sogar eine eigene Schutzbehörde eingesetzt mit der Aufgabe, über die Ausführung dieser gewiß gut gemeinten Verordnungen zu wachen. Allein man begreift, wie schwer es ist, in einem so ungeheuern und erst zum geringsten Theile thatsächlich besetzten Lande dergleichen Gesetze durchzuführen, und so wuchert tief in den Wäldern des Amazonas, und besonders im Flußgebiet des Japura, der Greuel des Sklavenraubes üppig fort. Der Leicht-sinn und die Sorglosigkeit der Indianer erleichtert den gewissen-losen Händlern ihr unsauberes Treiben. Ein Miranha-Vater macht sich gar nichts daraus, gegen zwei bis drei Aelte, einen Meter Stoff, einen Glasperlen- oder Kupferschmuck u. dgl. seinen Sohn oder seine Töchter zu verkaufen. Daher die große Zahl junger Miranhas in den Städten und Dörfern zwischen Fontebó und Coary. Dazu kommt, daß bei der riesigen Ausdehnung der gewinnreichen Kautschukindustrie es immer mehr an Arbeits Händen gebricht. Da liegt die Versuchung nahe, durch den einträglichen Sklavenhandel diese und andere noch niedrigere Bedürfnisse zu decken.

Zu diesem Zwecke setzt sich der Menschenhändler in Verbindung mit einem Häuptling, kommt mit ihm über den Preis überein und bestellt sich eine bestimmte Anzahl Männer, Frauen und Kinder beiderlei Geschlechts an einen bestimmten Ort und zu bestimmter Zeit. Durch List oder Gewalt bringt der Häuptling die verlangte Menschenware zusammen, schleppt sie auf einige Canoes und schafft sie an Ort und Stelle, wo er seinen Sündenlohn in Empfang nimmt. Das übrige besorgen die weißen Schurken. Im Durchschnitt ist der Marktpreis für einen Erwachsenen 500 Milreis (etwa 400 Mark), für ein Kind die Hälfte.

Neben diesem Handel werden aber auch oft förmliche Sklaven-jagden gehalten, ganz wie zur Zeit der „Mamelucken“, von denen uns die alten Missionsberichte aus Paraguay und Brasilien so

viele erzählen. Eine Bande verwagener Gesellen fährt den Japura hinauf, als einzige Waffe zahlreiche Rollen von Palmbaststricken mit sich führend. In dunkler Nacht schleichen sie sich in ein Miranhadorf. Jeder stellt sich vor das Thürloch einer Hütte. Auf ein Zeichen wird an dieselbe Feuer gelegt. Die erschreckten Bewohner suchen sich zu flüchten, werden aber der Reihe nach ab-gesäßt und gebunden aufs Schiff geführt. Die sogen. Indianer-Patrone wissen sehr gut, was vorgeht, schließen aber die Augen, theils weil ihnen die Macht fehlt, dem Unfug zu steuern, theils weil sie nicht selten selber am schmutzigen Handel theilhaftig sind. Eine Anzahl trauriger Fälle dieser Art sind offenkundig geworden.

Die unglücklichen Miranhas, in so roher Weise aus ihrem freien Leben in den Wäldern herausgerissen, finden sich nur schwer in ihr trauriges Los. Das Heimweh tödtet die Alten, während ein langsames, schleichendes Fieber oder die Schwindsucht, zum Theil verursacht durch den ungewohnten Genuß von Maniocmehl und getrockneten Fischen, die Erwachsenen häufig vor der Zeit dahin-rafft. Bloß die Kinder gewöhnen sich leichter an die neuen Ver-hältnisse. Oft setzen die armen Gefangenen alles aufs Spiel, um sich ihrem Schicksal zu entziehen. Vor einigen Jahren stürzte sich eine ganze Schar gefangener Frauen und Kinder während ihres Transportes, den Tod der Sklaverei vorziehend, in den Fluß.

Die Miranhas sind wegen ihrer sanften, furchtsamen Gemüths-art am meisten der Gefahr ausgesetzt. Das soll jetzt mit der Gründung der Mission, so Gott will, anders werden. Die Patres werden ihr in Afrika so trefflich bewährtes System auch hier an-wenden; sie nehmen sich zuerst der Kinder an, um aus ihnen einen Kern von Musterchristen und Missionsgehilfen heranzuziehen. Die ersten Miranhalager finden sich unweit der erwähnten Mündung des Japura. Der Strom ist ein echter, wilder Tropenstrom, 505 Stunden lang, von denen die größte Strecke schiffbar ist. Die Strecke beansprucht in einem Ranoë mit vier Ruderern stromaufwärts 70 Tage. Jeder Ruderer erhält täglich außer der Kost 5 Fr. Diese Fahrweise ist also kostspielig, langsam, gefahrvoll und ungewiß, da man ganz vom guten Willen der Bemannung abhängig ist. Der Missionsobere hat daher jetzt schon beschlossen, einen eigenen kleinen Dampfer anzuschaffen, der einen einzigen Bruder zur Bedienung braucht, die Fahrt in 10—12 Tagen zurücklegt und in jeder Weise die größten Vortheile bietet. Die Kosten belaufen sich auf 8000 bis 10000 Fr., und P. Libermann fordert alle Missionsfreunde zu thatkräftiger Unterstützung auf. Für die kleineren Strom- und Flußfahrten sind die einheimischen Barken, Zgaritós genannt, recht zweckdienlich. Auf der Steuerseite erhebt sich die Tolá, eine aus Rohr und Palmblättern künstlich geflochtene Hütte, welche gegen Regen und Sonne und zum theil auch gegen die Mosquitos, Carapanas, Pinus und andere lästige Tropeninsekten einigen Schutz gewährt.

Inzwischen ist an der Station die erste harte Pionierarbeit geschehen. Es war keine Kleinigkeit, mit Waldmesser und Art bewaffnet in der glühenden Sonnenhitze unter den fortwährenden Stichen der Mosquitos und den brennenden Bissen der rothen „Feuerameisen“ und anderer tropischer Quälgeister sich durch Dornen und Dickicht durchzuarbeiten und den Urwald auszuroden. Allein trotz blutiger Hände und schwerer Anstrengung hielten die beiden Brüder Titus und Donatian mit P. Berthon muthig aus, und bald waren über 250 große Bäume geschlagen, „hart wie Eisen, schwer wie Blei“. Sie geben das Bauholz ab für die Missions-wohnung, die der Vollendung entgegengeht.

Weitere Nachrichten erhalten wir durch einen Brief (18. November 1897) des P. Victor Fritsch an den Generalobern der Genossenschaft.

„Am 1. November schiffte ich mich zu Para de Belem in Begleitung des P. Witz und der Brüder Urbano und Maurel auf dem Dampfer „Maua“ der Amazonas-Schiffsgesellschaft nach Manaus ein. Es ist mir unmöglich, den Eindruck wiederzugeben, den die Großartigkeit des Stromes und die Schönheit seiner Bewohner auf mich gemacht hat. Ich will nicht sprechen von all den in Europa unbekannten Fischarten, von der Amazonen-Sardine angefangen bis zum Boto, einer Delphinart, nicht vom Jacar, dem Alligator des Marañon, nicht von der zahllosen Vogelschar von jeder Größe und Gestalt, die aus dem

Urwalde aufplattert, so oft der Dampfer an einer neuen Stromwindung auftaucht. Mit Entzücken betrachtet man das stets wechselnde Landschaftsbild. Die Einförmigkeit der Wälder wird unterbrochen hier durch eine Kaffee-, dort durch eine Cacaopflanzung und durch primitiv eingerichtete Kautschukfiedereien. Die Natur scheint an den Ufern des Amazonas eine Ausstellung all des Schönsten und Besten zu halten, was sie dem Menschen an nutzbringenden und erfreuenden Gaben zu bieten hat.“

Nach einer achttägigen Fahrt durch diese „beständige Augenweide“ erreichte man Manaus. Der Bischof äußerte sich hochbefriedigt über die bisherigen Arbeiten und versprach, die neu ersehende Mission in Bocca do Teffé bald zu besuchen.



Gelotreiber in Kairo. (Nach einer Photographie. — S. 170.)

Ein anderer Dampfer brachte die Missionäre in vier Tagen zur Station. Der unvergleichliche Strom wird immer schöner und großartiger, je weiter man vordringt. Der Urwald erscheint hier in seiner ganzen wilden Pracht, und aus seiner geheimnisvollen Tiefe dringen die dumpfen Laute seiner Bewohner. Kapitän und Passagiere zeigten für die neue Gründung der Patres das größte Interesse. Die neuen Ankömmlinge fanden die Lage der Missionsstation über alle Erwartungen malerisch. Sie bietet einen herrlichen Fernblick über den majestätischen Strom und alle vorüberziehenden Dampfer. Patres und Brüder befanden sich in bester Gesundheit. Bereits erhob sich neben der bisherigen provisorischen

Wohnung, der Vollendung nahe, der stattliche Neubau, „der alle in Erstaunen setzen wird, welche die geringe Zahl der Arbeiter und die kurze Zeit kennen, in welcher er entstand“. Die anwohnenden Brasilianer zeigen sich den Patres sehr anhänglich und voll Dienstfeier. Dank der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens liefert der Garten der Mission bereits Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Maniok, Cacao u. s. w. Die weitere Urbarmachung des umliegenden Landes schreitet rüstig voran. Die Patres sind alle voll Muth und Eifer und sehen mit Ungeduld dem Tage entgegen, an dem sie das eigentliche Missionswerk zum Heile der umwohnenden Stämme beginnen können.

Die Siour und ihre Apostel.

(Fortsetzung.)

Die ersten Missionsversuche unter den Siour reichen in die Zeit der alten Jesuitenmissionen in Canada und an den großen Seen zurück. Zu festen Niederlassungen scheint es damals nicht gekommen zu sein. Der trostlose Sinn dieser „Frohesen des Westens“, die schon damals als der Schrecken aller Nachbarstämme geschildert wurden, vereitelte den Plan einer Siour-Mission, von dem schon die Patres Isaac Jogues, Claudius Allouez, Marquette und Drul-letes träumten. In unserem Jahrhundert war der erste Missionär,

der den Namen eines Apostels der Siour verdient, der berühmte belgische Jesuit P. Desmet.

2. P. Desmet und die Anfänge der Siour-Mission.

Johann Peter Desmet wurde geboren am 31. Januar 1801 in dem belgischen Städtlein Termonde, folgte, kaum zwanzigjährig, seinem ausgezeichneten Landsmann R. Merinck, der, frische Truppenwerbend, nach Belgien gekommen war, in die Neue Welt und



Manaos, Hauptstadt des Staates Amazonas. (S. 174.)

trat dort am 21. October 1821 in die Gesellschaft Jesu ein. Anfangs, wie es scheint, für andere Arbeit bestimmt, erkannte er 1838 durch eine Erleuchtung von oben die Mission unter den Rothhäuten als seine eigentliche Lebensaufgabe. Ihr wandte er sich fortan mit ganzer Seele bis an sein Lebensende zu. „Er war“, so sagt von ihm der bekannte belgische Schriftsteller und Gelehrte Godefroid Kurth in seinem herrlichen Charakterbilde (*Revue générale* XIV² [1878], 299 ss.), „ein geborener Missionär. Gott hatte ihm mit einem lebendigen, feurigen Glauben einen Opfer Sinn ohne Grenzen und einen glühenden Durst nach Seelen verliehen.“ Seine kernige, urkräftige Flamländernatur machte ihn den härtesten Strapazen gewachsen. Dazu kam ein tief poetisches Gemüth, das für die Schönheiten der Natur ein warmes Verständniß besaß und sie mit unvergleichlicher Anmuth

zu schildern verstand, ein kindlich fröhlicher Sinn und eine sehr gewinnende Erscheinung und Umgangsgabe: alles Eigenschaften, die ihn zum Abgott seiner rothen Kinder machten. Was dieser Mann geleistet, ist geradezu wunderbar. Siebzehnmals durchsegelte er im Interesse der Mission den Atlantischen Ocean, dreimal den Stillen Ocean von Oregon bis Mexico; zweimal setzte er über die Landenge von Panama, zweimal umschiffte er über New York, Rio de Janeiro, Kap Horn, S. Francisco fast den ganzen amerikanischen Continent, mehreremal durchwanderte er Frankreich, Italien, die Niederlande und England und machte durchschnittlich jährlich 2000 Meilen quer durch die weglosen Prärien, Wälder und Gebirge. Kurth berechnet, daß seine Reifestrecken zusammen gut 80 000 Meilen, d. h. mehrmals den Umfang der Erde, betragen.

Dieses Wanderleben war mit seiner providentiellen Aufgabe gegeben. Bei der damals so geringen Priesterzahl in den Vereinigten Staaten und den riesigen Anforderungen, welche die stets wachsende Einwanderung an sie stellte, war keine geringe Gefahr, daß inzwischen viele der eingeborenen Stämme den protestantischen Secten zum Opfer fielen (vgl. „Kath. Missionen“ 1893 S. 49). Es galt, denselben um jeden Preis zuzukommen. Um sofort überall feste Missionsposten zu gründen, reichte die Zahl der Missionäre nicht hin. An deren Stelle trat ein fliegendes Corps, das von Stamm zu Stamm hineilte, um, an die überall noch lebendig fortlebenden Erinnerungen an die Schwarzröcke anknüpfend, die Rothhäute der wahren Kirche zu sichern. Diese schwierige Aufgabe hat P. Desmet in Verbindung mit einer kleinen Schar ausgezeichnete Gefährten aus verschiedenen Orden glänzend gelöst. Durch sie ward der Boden überall so gut vorbereitet, daß, wenn nicht die unglückselige Indianerpolitik der Regierung wie ein vernichtender Hagelschlag dazwischengekommen wäre, wir wohl heute in Nordamerika die Reductionen von Paraguay erneuert sähen.

Die Missionsarbeit unter den Siour bildete nur eine einzelne kleinere Episode im Leben und in der Wirksamkeit P. Desmets. Sein Hauptwerk war die Gründung der einst und jetzt noch theilweise so herrlich blühenden Missionen in Oregon unter den „Plattfüßen“, „Hängeohren“, „Priemenherzen“ u. a. Im Sommer 1840 hatte er dort den Grund des großen Unternehmens gelegt und eilte im August desselben Jahres nach St. Louis, seinem Hauptquartier, zurück, um Leute und Mittel zu holen. Bei dieser Gelegenheit stieß er zum erstenmal mit den Dakotas zusammen. Hören wir, wie er selbst dieses erste Zusammentreffen schildert, daß, wie der große Indianerbischof Martin Marty O. S. B. sagt, „so recht charakteristisch die allgemeine Gesinnung zeigt, welche die Dakotas seither stets gegen den ‚Schwarzrock‘ kundgegeben“.

„Am neunten Tage befanden wir uns auf dem Gebiete der Blackfeet-Siour (wohl zu unterscheiden von den ‚Schwarzfüßen‘ in Montana). Das Land ist wellenförmig und von zahllosen kleinen Flüssen durchschnitten. Zur größern Vorsicht nahmen wir unsern Weg durch Schluchten. Um die Mittagszeit schien eine schöne Landschaft in der Nähe einer köstlichen Quelle uns zur kurzen Rast einzuladen. Kaum waren wir abgestiegen, als plötzlich ein schreckliches gellendes Geschrei uns aufschreckte, und vom Gipfel des Hügels, an dessen Fuß wir gelagert, stürzten mit Blitzesschnelle die Blackfeet auf uns zu. ‚Warum verbergt ihr euch?‘ fragte der Häuptling mit ernster Stimme. ‚Fürchtet ihr euch vor uns?‘ Angethan mit einem Priestertalar und ein Crucifix auf der Brust — eine Tracht, die ich stets im Lande der Indianer trage —, glaubte ich der Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit zu sein. Er fragte den mich (als Dolmetsch) begleitenden Canadier, wer ich sei. Der Franzose sagte, ich sei ein Häuptling, ein Schwarzrock, der Mann, der mit dem ‚Großen Geiste‘ spreche. Sofort schlug er einen faustern Ton an, befahl seinen Leuten, die Waffen niederzulegen, und nun fand die Ceremonie des Händeschüttelns statt, und die Friedensspeise ging rund. Der Häuptling lud mich hierauf ein, sie nach dem Dorfe zu begleiten, das nur eine kurze Strecke entfernt lag. Dasselbe umfaßte ungefähr tausend Seelen. In einiger Entfernung davon schlug ich auf schönem Weidegrunde am Ufer eines lieblichen Flüsschens mein Zelt auf und lud den Häuptling ein, an meiner Abendmahlszeit theilzunehmen. Als ich vor der Mahlzeit mein Gebet sprach, fragte er den Canadier, was das bedeute. ‚Er spricht zum Großen Geiste,‘ war die Antwort, um ihm zu danken für die Speise, die er uns

gegeben.‘ Der Häuptling gab durch Nicken seine Zustimmung zu erkennen. Kurz darauf breiteten zwölf Krieger in ihrem vollen Kriegsschmuck vor dem Plaze, wo ich saß, eine große Büffelhaut aus. Der Häuptling ergriff meinen Arm und lud mich ein, mich darauf niederzusetzen. Ich dachte, es handle sich darum, eine Friedensspeise zu rauchen. Man denke sich mein Erstaunen, als die zwölf Krieger die Haut ergriffen, mich aufhoben und unter Anführung ihres Häuptlings mich im Triumph ins Dorf trugen. In der Wohnung des großen Häuptlings wurde mir der vornehmste Platz angewiesen, und er redete mich dann folgendermaßen an: ‚Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens. Es ist das erste Mal, daß wir in unserer Mitte einen Mann sehen, der in so enger Verbindung mit dem Großen Geiste steht. Schwarzrock, du siehst hier vor dir die bedeutendsten Krieger meines Stammes. Ich habe dieselben zu diesem Feste eingeladen, damit sie die Erinnerung an deine Ankunft ihr Leben lang behalten mögen.‘ Darauf forderte er mich auf, nochmals zum Großen Geiste zu reden. Ich begann: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes‘ u. s. w. Gleichzeitig mit mir erhoben alle Anwesenden ihre Hände gen Himmel und senkten dieselben, als ich geschlossen, bis zur Erde nieder. Ich fragte den Häuptling nach dem Sinn dieser Ceremonie. ‚Wenn wir unsere Hände erheben,‘ erklärte er, ‚geben wir zu erkennen, daß wir alle abhängig sind vom Großen Geiste und daß er in väterlicher Fürsorge für alle unsere Bedürfnisse sorgt; wir berühren die Erde, um anzuzeigen, daß wir vor seinen Augen nur Würmer und elende kriechende Wesen sind.‘ Er fragte dann seinerseits, was ich zum Großen Geiste gesprochen hätte. Unglücklicherweise war mein Canadier nur ein armseliger Uebersetzer; doch suchte ich ihnen, so gut es eben ging, das Gebet des Herrn zu erklären. Der Häuptling zeigte für alles, was ich sagte, eine große Aufmerksamkeit. Er gab seinem Sohne und zwei andern sehr verständigen jungen Männern den Befehl, mich nach dem Fort zu begleiten, damit sie so die Grundzüge der christlichen Lehren erlernten und mir gleichzeitig als Schutz gegen etwaige feindliche Angriffe der Indianer dienen möchten.“

Man kann sich denken, wie mächtig diese ersten Eindrücke das Herz des Apostels berührten. Zwar konnte er für den Augenblick nicht länger verweilen, allein er faßte den Plan, so bald als möglich seine Thätigkeit auch diesem verlassenem Volke zuzuwenden. Vorderrhand aber nahm die Oregon-Mission seine ganze Thatkraft in Anspruch. Mit zwei Patres (Point und Mengarini) und drei Brüdern kehrte er im April 1841 dahin zurück und legte den Grund der Indianer-Reductionen St. Maria und St. Ignatius.

„Es war ein charakteristischer Zug P. Desmets,“ sagt Kurth (l. c. p. 708), „niemals zu ruhen im Genuße des von ihm Geschaffenen, sondern stets zu neuen Gründungen zu eilen, sobald sein Werk auf eigenen Füßen stand.“ So war es auch hier. Den verschiedensten Arbeiten sich zuwendend, behielt er die Mission der Siour fortwährend im Auge. Als er 1848 abermals von Oregon zurückkehrte, verweilte er längere Zeit im Dakotagebiet, um Land und Leute und die Bedingungen einer Missionsgründung näher zu prüfen. Er fand sie bei weitem nicht so günstig als bei den Stämmen in Kansas und im fernen Nordwesten. Die Siour waren ungleich wilder, fast beständig auf dem Kriegspfad. Beim Besuche eines ihrer Dörfer war er Zeuge, wie eine Schar ihrer Krieger eben von einem siegreichen Ueberfall der Mahas (vielleicht Mandans) zurückkehrte. Hoch an ihren Lanzen flatterten die blutigen Skalpe wehrloser Greise und selbst von Kindern und Frauen. Mit ohrenbetäubendem Freudengeheul wurden die Krieger em-

pfangen, und abends war der Missionär Zeuge des wilden Stalptanzes und der andern Siegesorgien. Aber trotzdem ward Desmet hier und in den andern Dörfern mit offenen Armen als Gesandter des Großen Geistes aufgenommen. Ein Fest zu seiner Ehre drängte das andere. Ungeheure Portionen von Büffelseiten und fettem Hundsbraten, Wurzeln und Früchten wurden ihm aufgenötigt, von denen „eine einzige ihm eine ganze Woche reichen würde“. Doch fand der Missionär, daß das Christenthum bereits stellenweise hier Boden gefaßt und durch einige hundert getaufte Vollblutindianer und Mischlinge vertreten war. Einige hundert Tausen von Kindern und sterbenden Greisen, unter ihnen zwei Neunzigjährige, waren die ersten Aehren, die P. Desmet hier pflückte. Er erzählte den rothen Kriegern vom großen Häuptling der Schwarzröcke, Pius IX., und vertheilte Medaillen mit dessen Bildniß, mußte aber davon absehen, weil dieselben sofort als mächtige Medicin und Talismane Verwendung fanden. Einer legte die Münze zu seinem Kriegsmantel, der ihm zu manchem weisen Rath und Sieg schon verholfen. Es war ein bunter Farbendruck des russischen Generals Diebitsch, hoch zu Roß, sorgsam in einer kleinen, mit Hirschfell umwickelten Schachtel verwahrt. Die Berührung mit den Weißen hatte die Sioux auch schon mit Lastern bekannt gemacht, die bei den Stämmen des Felsengebirges noch ganz unbekannt waren. So schienen die ersten Eindrücke nicht allzusehr ermuthigend, zumal verglichen mit den überaus günstigen Bedingungen bei den Plattköpfen in Oregon. Doch hoffte Desmet, bei längerem Aufenthalte auch hier noch lohnende Früchte zu ernten. Leider war die Zahl der Mitarbeiter für das ungeheure Arbeitsfeld zu gering, um Dakota sofort bleibend zu besetzen.

Noch war damals, wie Desmet hervorhebt, das Land reich an Wild und Büffelherden; doch spricht er bereits die Besorgniß aus, daß dieselben in nicht gar langer Zeit ausgerottet würden. Manche kleinere Stämme lebten schon in großer Nahrungsnoth und fielen den stärkern zum Opfer. Auf den Bericht P. Desmets hin unternahm dessen Mitbruder und Landsmann P. Christian Hoecken im Laufe des Jahres 1850 eine Fahrt ins Land der Sioux unter unsäglichen Strapazen. Da Kälte und starker Schneefall den Vater überraschten, erfroren ihm bei dem nächtlichen Lagern im Freien Füße und Ohren, ein heftiger Rheumatismus fuhr ihm in beide Kniee, und das hinfende Köpflein kam kaum mehr voran. Mehr todt als lebendig langte der Missionär am 8. December in Vermillon an, um nach kurzer Rast nach Grand-Siouxe und weiter vorzudringen. Auch er fand die beste Aufnahme und wurde inständig gebeten, feste Missionsstationen zu gründen. Ueberall wurden ihm die Kinder zur Taufe gebracht und zeigten die armen Wilden eine rührende Anhänglichkeit an den Schwarzrock. „O wie groß und reich ist die Ernte!“ schreibt er u. a. an seinen Provincial, „aber ach, es fehlt an Arbeitern, sie einzubringen. Da muß man wirklich voll Schmerz mit dem Propheten Jeremias ausrufen: ‚Die Kinder verlangen nach Brod, und keiner ist da, der es ihnen bricht.‘“ Indianer und Mischlinge versprachen ihm, für alle Kosten aufzukommen, falls er Schulen und Stationen unter ihnen errichte. „Die Brüläs, Santons und andere Siouxtämme erklärten in einer Rathversammlung: ‚Die Missionäre sollen bei uns nicht Hungers sterben; wir wollen ihnen Büffelfleisch und Felle im Ueberfluß bringen, damit sie für die ihnen anvertrauten Kinder Kleider anschaffen können.‘“ Um der Liebe Christi willen beschwöre ich Sie, hochwürdiger Vater, schieben Sie die Gründung einer Mission nicht zu lange hinaus. Das Gute, das P. Desmet und andere hier gewirkt, und der wohlthätige Einfluß, den sie bei ihren Be-

suchen auf diese Völker ausgeübt, werden verloren sein, falls die Rothhäute in ihren Erwartungen sich getäuscht sehen. Sie wägen den Charakter der Menschen allein auf der Wage der Treue und Ehrlichkeit. Wer ein Versprechen nicht hält, ist in ihren Augen schuldig, auch wenn der Aufschub ein begründeter ist oder eine Unmöglichkeit sich in den Weg stellt. Einige haben ihre Kinder in protestantische Schulen gegeben, und es ist Gefahr, daß dies noch mehr geschieht, falls wir uns nicht unter ihnen niederlassen.“

Dieser feurige Appell eines Apostelherzens blieb nicht ungehört, wenn auch die Obern sich in die Unmöglichkeit versetzt sahen, ihm sofort zu entsprechen.

Unerwartete Umstände kamen den Plänen der Missionäre entgegen. Die Entdeckung der Goldfelder Californiens 1848 hatte eine Völkerverwanderung nach dem Westen in Bewegung gesetzt. Die Stammgebiete des Rothen Mannes wurden vertragswidrig von den weißen Abenteurern durchschwärmt. Was galt dem Yankee das Recht der eingeborenen Stämme? Allein noch waren sie mächtig und die Herren der Prärie. Man durfte sie nicht reizen. Ein friedliches Abkommen schien besser zum Ziele zu führen. In einer großen Rathversammlung wollte sich die Regierung das Zugeständniß sichern, quer durch das Indianergebiet offene Wege zu bahnen und dieselben durch Forts zu sichern. Zum Ersatz sollten die betreffenden Stämme auf 15 Jahre hinaus bestimmte Jahresgelder und Rationen beziehen. Da aber die Unterhändler ihre Haut nicht gern zu Markte trugen, richtete die Regierung ihr Auge auf P. Desmet, der wie keiner Land und Leute kannte und schon damals einen außerordentlichen Einfluß beim Rothen Manne besaß. Mit Freuden ergriff dieser eine Gelegenheit, die seinen Missionsplänen so förderlich schien. Er ahnte nicht, wie schmachlich später seine Dienste mißbraucht und mißlohnt wurden.

Am 7. Juni 1852 trat er, von P. Hoecken begleitet, die Reise ins Herz des Dakotalandes an. Die Fahrt ging von St. Louis zunächst den durch Regen und Schnee mächtig angeschwollenen Mississippi aufwärts. Zahlreiche Unternehmer, Abenteurer, Händler hatten sich der sichern Geleitschaft angeschlossen. Da brach auf dem Dampfer die Cholera aus. P. Desmet lag an einem bösartigen Gallenfieber danieder, und P. Hoecken weichte sich allein mit hingebender Liebe dem Dienste der Kranken und Sterbenden. Am 18. Juni bat Desmet um die letzten Sacramente. Der treue Mitbruder sah noch keine unmittelbare Gefahr und vertröstete auf den folgenden Morgen. Allein in der Nacht wurde P. Hoecken selbst sterbenskrank und rief um Hilfe. P. Desmet schleppte sich mühsam an das Krankenlager. Hier hörten sich die beiden Missionäre gegenseitig Beicht und bereiteten sich zum Tode. P. Hoecken verschied gegen Morgen. P. Desmet erholte sich wieder und vertrat nun im Krankendienste den theuern Gefährten, dessen sterbliche Hülle in stiller Waldeinsamkeit am Ufer beigesetzt und später nach St. Louis überführt wurde. In Fort Sully angelangt, vernahm Desmet, daß unter den umwohnenden Yanktons (Santons, Tanton), Mandans, Minnitaries und Arikaras die Plattern wütheten. Selbst noch geschwächt, eilte er tröstend, die Segnungen der Kirche bringend von Wigwam zu Wigwam. Endlich wurde Fort Union erreicht, wo die Agenten der Republik auf den Indianerapostel warteten. Mit ihnen machte er sich nach Fort Laramie, dem Orte der Zusammenkunft, auf. Der Weg führte 800 Meilen weit durch wildes, kaum erforschtes Land. Nach sechs wöchentlichen Strapazen traf man in Fort Laramie ein. 10 000 Indianer verschiedener Stämme, größtentheils Sioux, lagerten hier auf einer großen, vom Nebraska durchströmten Ebene,

einige Meilen vom Fort. 23 Tage dauerten die Verhandlungen, und es ging die Friedenspeife von Hand zu Hand. Unter den wilden Söhnen der Prärie herrschte die schönste Ordnung und Eintracht. Alle nationalen Zwiste und Stammfehden traten zurück gegen das Bewußtsein, daß sie hier als Kinder derselben Rasse der Macht des Weißen Mannes gegenüberstanden, um von ihm ihr gemeinsames Recht zu fordern. P. Desmet benutzte die einzigartige Gelegenheit, sein Apostolat zu üben, mit ebenso großem Eifer als Geschick. Auf dem Versammlungsorte ließ er eine geräumige Zeltkapelle errichten, wo er das heilige Opfer in Gegenwart der Beamten, der anwesenden Weißen und Mestizen, meist canadischen Ursprungs, und einer großen Zahl Indianer feierte. Abwechselnd ging er täglich von Stamm zu Stamm, um den Wilden das Gesetz des wahren Gottes zu verkünden. Er fand aufmerksame Zuhörer. „Vater,“ so redete nach einer Erklärung der zehn Gebote der Häuptling der Ogallallas ihn an, „wir

hören. Wir kannten bisher nicht die Worte des Großen Geistes, und wir bekennen unsere Unwissenheit. Wir sind alle große Lügner; wir haben gestohlen, wir haben gemordet; wir haben alles gethan, was die Worte des Großen Geistes zu thun verbieten; aber wir kannten eben diese schönen Worte nicht, und falls du unter uns bleibst, um uns zu lehren, werden wir uns bemühen, in Zukunft besser zu leben.“ Auf die Bitte der Rothhäute, ihnen die Ceremonien der Taufe zu erklären, die sie bei der Taufe der Mestizenkinder gesehen, setzte ihnen Desmet das Wesen und die Wirkungen des Sacramentes auseinander. Die Folge war, daß sie ihm ihre Kinder brachten, deren Desmet mehrere hundert taufte. Die Gesamtzahl der Tausen auf dieser Reise war 1586. — „Man könnte geneigt sein,“ bemerkt Kurth, „zu glauben, daß solche vereinzelte Predigten vor einer Zuhörerschaft, die schon Tags darauf sich wieder zerstreuen sollte, um zu ihren heidnischen Gebräuchen zurückzukehren, fruchtlos gewesen.“ Das sei ein Irrthum. Die noch



Eine Jagrité oder Flußbarke auf dem Amazonas. (S. 175.)

unverdorrene nordamerikanische Rothhaut war tiefer und innerlicher angelegt als z. B. der leichtlebige Neger. Die Worte des Missionärs glichen vom Wind erfaßten Samentörnlein, denen der Waldbestand in einsamen Schluchten seinen Ursprung verdankt. Oft genug traf Desmet Indianer, die ganz durchdrungen waren von den Wahrheiten des Glaubens und denen zum Christenthum nur die Taufe fehlte. Wie oft vernahm er auf seine Fragen, daß diese Männer einmal in ihrem Leben einer seiner Unterweisungen zugehört und von dem Augenblicke an seine Worte als kostbaren Schatz in ihren Herzen bewahrt und zum Leitstern ihrer schlichten Tugendübung genommen hatten!

Dank der günstigen Stimmung der Rothhäute und dem Einflusse, den der Schwarzrock auf sie ausübte, hatten die Verhandlungen einen sehr günstigen Ausgang. Ein feierlicher Friede der anwesenden Stämme unter sich und gegen die Weißen wurde geschlossen, die Vorschläge der Regierung ohne Widerspruch angenommen, natürlich auch mit der Zufriedenheit glücklicher Kinder

der reichen Proviant und die Geschenke, die der „Große Vater“ von Washington geschickt. Die Indianer versprachen, treu an ihren Zusagen festzuhalten. Es war ihnen ernst, denn ihr ehrliches Gemüth kannte nichts von den Winkelzügen der amerikanischen Politik. Auch Desmet hatte das volle Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Regierung. „Es wird nun“, so schrieb er, „für die Rothhäute eine neue Ära beginnen, die des Friedens. In Zukunft werden die Reisenden die Wildniß ohne Belästigung durchziehen und die Indianer von schlechten Weißen nichts mehr zu fürchten haben.“ Wie bitter wurden diese Erwartungen eines edlen Herzens getäuscht!

Seine nächste Aufgabe war gelöst, und P. Desmet kehrte mit frohen Hoffnungen nach St. Louis zurück, begleitet von einer Schar Indianer, die mit naivem Staunen die Herrlichkeiten der Civilisation bewunderten. Allein ihre größte Freude war das Versprechen des P. Provincials, daß sie nun bald bleibend einen Schwarzrock erhalten sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Europäische Türkei.

Das Wirken der Priester von der Auferstehung u. S. (Resurrectionisten) in Adrianopel. Bereits im letzten Jahrgang (1897 S. 267) brachten wir einen kurzen Bericht über diese um die Bulgaren so hochverdiente Genossenschaft. Leider fiel bei demselben der besondere Untertitel durch ein Versehen aus, und so wurde er mit dem Bericht über die PP. Assumptionisten in eines verschmolzen. Der Abschnitt a. a. O.: „Aus dem Jahresberichte 1896“ u. s. w. bezieht sich auf die Resurrectionisten, was wir freundlich zu beachten bitten.

Die Genossenschaft der Priester von der Auferstehung u. S. (Resurrectionisten) wurde 1842 in Rom gegründet und am 14. September 1860 von Pius IX. bestätigt. Das Mutterhaus und der Generalobere P. Paul Smolikowski sind in Rom.

Als Anfang der sechziger Jahre unter den Bulgaren Thraciens und Macedoniens sich eine starke Bewegung zur Wiedervereinigung mit der römischen Mutterkirche kundgab und eine bedeutende Anzahl sich in diesem Sinne an Pius IX. wandte, schaute sich der Papst nach katholischen Missionspriestern um, die der bulgarischen Sprache mächtig waren. Sein Blick fiel auf die junge Genossenschaft der Resurrectionisten, deren Mitglieder, da-



Tropische Flusslandschaft. (S. 175.)

mals fast alle Polen, die Erlernung des Bulgarischen keine besondern Schwierigkeiten machen konnte. Sie wurden mit der Mission in Thracien betraut. 1863 langten die ersten Patres in ihrem neuen Wirkungskreise an. Ihre großen Verdienste bei den bulgarischen Unionsbestrebungen wurden neben denen der Assumptionisten und Lazaristen im Jahrgang 1885 S. 10 ff. in einer Reihe von Aufsätzen über die bulgarische Mission ausführlich dargelegt. Ueber den augenblicklichen Stand ihrer Arbeiten in Rumelien, besonders in Adrianopel, entnehmen wir dem Bericht über das Schuljahr 1896/1897, der uns von P. August Mosser, Superior der Mission, freundlich übermittelt wurde, folgendes:

Die Patres leiten in Adrianopel eine Elementarschule, ein Gymnasium mit 88 Pensionären, die hier, falls sie sich dem Priesterstande widmen wollen, für die philosophisch-theologischen

Fächer, im andern Falle für das Universitätsstudium oder eine höhere Beamtenkarriere vorbereitet werden. Eine Bruderschaft unter dem Titel „u. L. Frau vom Berufe“ hat den Zweck, die künftigen Priesteramtscandidaten in ihrem Berufe zu stärken. Ferner leiten sie ein Priesterseminar mit philosophisch-theologischem Course, ein französisch-bulgarisches Externat mit 27 Schülern in vier Klassen und endlich eine Handwerkerschule für jene Knaben, welche für die Studien weniger Begabung zeigen und statt dessen unentgeltlich in einem nützlichen Gewerbe, wie Buchdruckerei, Buchbinderei, Schneiderei u. s. w., ausgebildet werden. Die Schule zählt 9 Zöglinge.

Außer diesen Anstalten in Adrianopel sind noch eine Knabenschule mit 210 Knaben in Malko-Tirnowo, eine Mädchenschule mit 60 Mädchen ebendort, sowie eine Knabenschule mit 50 Knaben in Akbunar zu erwähnen.

Von den sieben Abiturienten des Gymnasiums, die alle die Prüfung bestanden, wurde einer auf Kosten der Mission auf die Universität Lemberg (österr. Galizien) gesandt, ein zweiter studirt Philologie in Sofia, die übrigen fünf wurden von der bulgarischen Regierung als Elementarschullehrer in katholischen Dörfern des lateinischen Ritus angestellt, wo bis jetzt nur schismatische Lehrer wirkten. „Unsere größte Sorge“, so schreibt P. Mosser, „ist es, den uns anvertrauten Zöglingen eine gute religiöse Erziehung zu geben. Wir nehmen auch keinen Schüler in den Schoß der heiligen Kirche auf, falls er sich nicht vorher einer gründlichen Vorbereitung unterzogen und klare Beweise von der Aufrichtigkeit seines Vorhabens gegeben hat. Außerdem verlangen wir stets die Einwilligung seiner Eltern oder seines Vormunds, die uns nie verweigert wird.“ Der griechisch-slawische Ritus, dem die Zöglinge angehören, wird auch in der Anstalt befolgt, doch so, daß die Zöglinge auch den lateinischen Ritus und namentlich die den orientalischen Riten unbekannten Andachten, wie den Rosenkranz, Herz-Jesu-Andacht etc., kennen lernen.

„Unsere frühern Schüler, die bereits in ganz Bulgarien zerstreut sind, thun sehr viel für den heiligen Glauben, und zwar durch Widerlegung vieler Vorurtheile, welche von den Schismatikern gegen die katholische Religion verbreitet werden. Die gute Erziehung unserer Zöglinge, die Geradheit ihres Charakters und ihr weit größeres Wissen als dasjenige jener jungen Leute, welche aus den staatlichen Gymnasien hervorgehen, öffnen ihnen den Weg zu Stellungen in allen Zweigen der Verwaltung. Viele von ihnen gehen nach Beendigung ihrer Gymnasialstudien zum Lehrfach über, andere widmen sich entweder dem höhern Militärdienste oder beginnen ihre Universitätsstudien in Oesterreich oder Frankreich. Die Befähigten und von Hause aus weniger Bemittelten werden dabei von der Mission unterhalten.“

Die schönste Frucht der Resurrectionisten-Schulen ist aber, daß neben einem rechtgläubigen Lehrerstand auch mehr und mehr ein tüchtiger einheimischer Ordens- und Weltklerus heranwächst. Bereits sind eine bedeutende Anzahl junger Bulgaren der Congregation beigetreten. Dieselben erhalten eine besonders sorgfältige Erziehung im Mutterhaus zu Rom und kehren aus der ewigen Stadt voll Eifer für die Befehrung ihrer Landsleute in die Mission zurück. Eine Reihe derselben ist schon in verschiedenen Ortschaften in der Seelsorge thätig, und ihr Einfluß auf das Volk ist sehr groß, da sie ihm nicht bloß Priester, sondern auch Arzt, Schiedsrichter, Anwalt bei der Regierung, kurz alles sind.

Alle Weltpriester des Apostol. Vicariates in Thracien, der Bischof Mgr. Michael Petkoff an der Spitze, sind frühere Schüler der Patres, sei es im Gymnasium oder im Seminar. Hier haben sie den vortrefflichen, kirchlich-religiösen Geist in sich aufgenommen, der sie auszeichnet. Sie leben alle im Eölibat, wozu sie bekanntlich ebensowenig verpflichtet wären wie die unirten Ruthenen, Rumänier etc. Mehrere von ihnen sind auch schriftstellerisch thätig, indem sie die an religiösen Werken arme einheimische Literatur des Landes durch Uebersetzungen aus dem Französischen, Deutschen oder Italienischen bereichern. So hat z. B. der ausgezeichnete Pfarrer von Topuslar und Dorugli, Michael Mirosl, Hausprälat Sr. Heiligkeit, fast sämtliche Werke des bekannten Mgr. Ségur ins Bulgarische übertragen und drucken lassen.

Um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, machten die Patres es sich von Anfang an zum Grundsatz, unter den Bulgaren Bulgaren zu werden. Darum wählten sie alle das Bulgarische zu ihrer zweiten Muttersprache und bedienen sich ihrer

ausschließlich auf der Kanzel und im Unterricht. Sie richten sich streng nach den Sitten des Landes, befolgen gewissenhaft die gebräuchlichen Fasten, nahmen trotz des lebhaften Widerspruchs der schismatischen Popen die orientalische Priestertracht an und halten den griechisch-slawischen Ritus hoch ganz im Sinne und nach dem ausgesprochenen Willen Leos XIII., der hierin ein so weitherziges Entgegenkommen gezeigt hat.

Alles dies und die aufopfernde Hingabe der Patres an das arme, vielgeplagte Volk haben ihnen dessen Zutrauen und Liebe in hohem Maße erworben. „Selbst die Schismatiker haben ein großes Vertrauen zu ihnen und achten sie weit mehr als ihre eigenen Priester. So kommt es, daß sie ihre Kinder in katholische Schulen schicken, katholische Kirchen besuchen und sich auf diese Weise bekehren.“

Man sieht, die Wirksamkeit der Patres Resurrectionisten ist eine sehr geeignete und verdient warme Theilnahme und kräftige Unterstützung. Letztere ist um so nöthiger, da die einheimischen Katholiken meist recht arm sind. Selbst im Gymnasium zu Adrianopel zahlen von 88 Pensionären nur 12 die volle Pension (400 Fres.), 30 die halbe, 46 gar nichts. Zudem hat die Mission letztes Jahr einen harten Verlust erlitten durch den Einsturz der eben vollendeten schönen orientalischen Kirche. Der Schaden beläuft sich auf ungefähr 20 000 Fres., und da die Kirche durchaus nöthig ist, muß sie möglichst bald wieder aufgebaut werden.

Syrien.

Katholische Schulen. Volksmissionen. Einheimische Schwesterncongregation. Einem ausführlichen Berichte des hochw. P. Roulleau S. J. und einem andern von P. Rolland S. J. entnehmen wir folgende Angaben über den Stand der syrischen Mission. Ueber die Thätigkeit der Patres für die höhere Schulbildung und die Wissenschaft verweisen wir auf unsere frühern Ausführungen (Jahrg. 1896 S. 121 ff.; 1897 S. 185). Aber auch die Elementarschulen haben eine außerordentliche Bedeutung gewonnen. Syrien war im Innern bis vor wenigen Jahren sozusagen noch ein verschlossenes Land. Das ist anders geworden. Bahn und Straßen vermitteln heute den Verkehr nach allen Seiten. Seit der Zeit haben die protestantischen Secten und in neuester Zeit noch mehr die Russen eine rastlose Thätigkeit begonnen. Da es sich für sie ja nicht um religiöse Befehrungen handelt, sondern vornehmlich um die Gewinnung politischen Einflusses, so bilden hierfür die Schulen das einfachste und sicherste Mittel. Jetzt schon ist das Land überschwemmt mit ihren Schulen, höhern und niedern. Dieser starken Concurrenz gegenüber hat die Mission alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um nicht bloß keinen Boden zu verlieren, sondern um neuen zu gewinnen. Nach dem Oeuvre des Ecoles d'Orient ist der Stand der katholischen Schulen in Syrien wie folgt:

Städte.	Jungen- schulen.	Mädchen- schulen.	Lehrer.	Lehr- rinnen.	Jungen.	Mädchen.
Beirut	5	1	14	4	683	202
Meppo	1	3	2	7	30	415
Bisfaia	17	7	26	17	1028	756
Damaskus . . .	5	1	5	5	152	220
Ghazis	21	11	33	14	1595	725
Homs	22	4	29	7	1091	320
Saida	29	7	38	15	1276	672
Tanail	18	7	21	8	730	333
Zahle	22	9	27	21	1241	933
	140	50	195	98	7826	4576

Gesamtzahl der Schulen 190, des Lehrpersonals 293, der Schulkinder 12 402. Das sind gewiß sehr erfreuliche Ziffern. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, eine hinlängliche Zahl tüchtig geschulter Lehrer zu beschaffen und für einen sichern Nachwuchs zu sorgen. Der Plan der Patres, den die Obern der Mission und der Apostol. Delegat eifrig befürworten, ist, eine Genossenschaft von einheimischen Schulbrüdern zu gründen, die für die Knaben daselbe sein sollten, was die einheimische Schwestern-Congregation für die Mädchen ist. Das einzige, was zur Ausführung des schönen und wichtigen Vorhabens fehlt, sind die leidigen Geldmittel, da die bisherigen Unterstützungen kaum für die andern Missionswerke ausreichen. Noch ist mit einem Worte der Ackerbauschule von Tanail zu gedenken, mitten im alten Oelethrien zwischen Libanon und Antilibanon, die mit dem dortigen Waisenhaus verbunden ist. Der Bodenbesitz gehört der französischen Regierung, welche aber die Nugnießung auf ewige Zeiten der Anstalt zugewiesen hat. Dieselbe zählt augenblicklich 40 Knaben, die hier zu braven Christen und tüchtigen Landwirten erzogen werden. Es ist zu hoffen, daß später sich hier der Mission eine gute Hilfsquelle erschließt. Bisher war nicht daran zu denken; das Land war jumpfig und ungesund, und die nothwendigen Arbeiten für Trockenlegung und Einrichtungen haben viel gekostet. Zudem sind die Verkehrswege noch nicht hinreichend günstig, um die Ertragnisse mit Gewinn auf den Markt zu bringen. Doch dürfte dies bald besser werden. Zur Förderung des religiösen Geistes haben die Patres in all ihren höhern Lehranstalten und zum Theil auch in den Elementarschulen die Marianischen Congregationen eingeführt. Das Hauptmittel, das Volk und die verschiedenen Stände im katholischen Glauben zu stärken, bilden auch hierzulande die Volksmissionen und Exercitien. Namentlich während der Fastenzeit durchziehen eine Reihe von Patres weit umher das Land, um Volksmissionen zu halten. Letztes Jahr waren 15 Patres an der Arbeit und missionirten etwa 50 Städte und Dörfer in den Bezirken St-Jean d'Acre, Tyrus, Saïda (Sidon), Tripoli, Balbeck, Damaskus, Gebail, Ghazir, Biffaia u. s. w. Außer der Fastenzeit sind zwei Patres fast ständig mit diesem heilsamen Werke beschäftigt; nur die Erntezeit gibt ihnen eine kurze Ruhepause, während welcher der eine von ihnen ins Hochgebirge hinaufzieht, um auch dem Volke der Hirten diese Gnade zu verschaffen. Er sammelt sie jedesmal zu etwa 20 und hält ihnen eine Mission. In dieser ganzen Zeit lebt der Pater mit den armen Hirten, schläft unter ihrem Zelt, theilt ihre rauhe, schlichte Kost. Noch wichtiger sind die jährlichen Priesterexercitien, zu denen sich Gruppen von 20—30 Geistlichen, da, wo der Raum ausreicht, wie in Ghazir und Biffaia, auch bis zu 100, zusammenfinden. Letztes Jahr nahmen vier Bischöfe daran theil zur großen Erbauung des Clerus. Sämtliche Kosten dieser apostolischen Arbeiten, die Reiseausgaben eingerechnet, muß, von einigen Meßstipendien abgesehen, allein die Mission tragen, da Clerus und Volk zu arm sind.

Eine ausgezeichnete Hilfe für die Missionäre bilden die eingebornen Schwestern der heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Die Genossenschaft ist noch jung. Sie zählt jetzt 106 Schwestern und leitet 26 Schulen. Sie könnte, wenn Personal und Mittel bereit fänden, morgen 50 weitere eröffnen: so zahlreich sind die Einladungen. 500 Schwestern wären nöthig, um die Bedürfnisse zu decken. Allein womit so viele erziehen und erhalten? Man muß deshalb vorderhand die Zahl neuer Novizen beschränken und will sie künftig noch länger im Noviciat behalten, um sie desto besser für ihren Beruf heranzubilden. Diese Schwestern

waren eine wahre Vorsehung. Sie haben wirklich das Angesicht der Erde hier erneuert, und der Unterschied der Ortschaften mit und ohne Schwestern ist ein ganz auffallender. Sie thun aber auch alles, um die Mädchen zu wahrhaft christlichen Frauen und Müttern zu erziehen. Darum setzen sie, auch nachdem dieselben die Schule verlassen, deren Unterricht und Erziehung fort, indem sie wöchentlich sowohl die noch ledigen wie die bereits verheirateten Frauen in getrennten Gruppen zu einer Art Sonntagschule um sich sammeln. Außerdem begibt sich, wo immer es geschehen kann, eine Schwester allsonntäglich, von einer oder zwei ihrer Schülerinnen begleitet, in eines der Nachbarörter, versammelt dort die Frauen, führt den Vorsitz bei der Congregation, erklärt den Katechismus, ertheilt gute Rathschläge, die stets dankbare Aufnahme finden, und kehrt abends wieder müde und erschöpft, aber glücklich, etwas Gutes gethan zu haben, ins Klösterchen zurück.

Was der Mission sehr fehlt, sind Armenapotheken. Bis jetzt existirt erst eine, in welcher täglich durchschnittlich 100 arme Katholiken, Schismatiker oder Moslemin Pflege und Heilmittel erhalten. Das viele Gute, das durch dieses Liebeswerk geschieht, läßt die Missionäre dringend wünschen, wenigstens an den Hauptstationen je eine solche Armenapotheke einrichten zu können, zumal da die Protestanten, besonders die Amerikanischen Missionsdamen, in dieser Richtung eifrig thätig sind. Eine von ihnen rühmt sich sogar eines Doctordiploms und läßt ihre Wunderkuren überall bekannt machen. Da sie splendid eingerichtet sind und die Mittel in Fülle haben, ist ihre Propaganda nicht ohne Gefahr. Auf die mit voller Dampfkraft betriebenen Bemühungen Rußlands, im Orient das Uebergewicht zu gewinnen, kommen wir ein andermal noch zurück.

China.

Die katholische Mission auf der Insel Hainan. Von dieser sonst wenig genannten Insel wird wegen der angeblich in Aussicht stehenden Besetzung durch Frankreich in letzter Zeit viel gesprochen. Deshalb dürfte ein kurzer Ueberblick über die dortigen Verhältnisse willkommen sein.

Die Insel, unter dem 20. Breitengrad, liegt dem Golf von Tonking vorgelagert und ist nur durch eine 28 km breite Wasserstraße von einer aus der Südprowinz Kwangtung weit vorspringenden schmalen Halbinsel getrennt. Mit einem Umfange von rund 36 000 qkm ist sie fast halb so groß als Bayern und zählt ca. 2½ Millionen Einwohner. Hohe, herrlich bewaldete Gebirgskzüge umgürten sie im Süden und Osten, während vom Centralgebirge, dessen höchste Spitze, der Utschi-schan („Berg der fünf Finger“), im Winter mit Schnee sich bedeckt, zahlreiche Ketten auslaufen. Das an landschaftlichen Schönheiten reiche Eiland erfreut sich einer üppigen tropischen Pflanzenwelt und ist der einzige Punkt Chinas, wo die Cocospalme wächst. Der fast undurchdringliche Urwald des Gebirges bildet ein Paradies für kühne Jäger. Der Tiger, das Rhinoceros, mehrere größere Hirscharten, eine dem Orang-Utang ähnliche Affenform und zahlreiches Kleinwild, aber auch viele Schlangen, die Boa nicht ausgenommen, sind hier zu Hause. Die Thalebenen und die Niederungen im Norden sind durchweg von der fleißigen chinesischen Bevölkerung gut angebaut. Reis, Zuckerrohr, Sesam, die Areca- oder Betelnußpalme und Tabak sind die vornehmsten Erzeugnisse. Außerdem wird viel Bienenzucht getrieben, und ein feines, weißes Wachs, von einem Polatschung genannten Insect bereitet, wird zu Räucherkerzen verarbeitet, die große Nachfrage haben. Reichen Ertrag bietet die Rüste an Fischen, Perlmutter, Korallen, während die Flüsse von Schildkröten wimmeln,

die ein schönes Schildpatt liefern. Auch an Edelmetallen ist die Insel nicht arm. Die Flüsse führen Gold. Silberminen wurden vor alters schon ausgebeutet. Auch die Salinen werfen ein bedeutendes Einkommen ab. Hainan, so entnehmen wir einem ausführlichen Berichte unseres hauptsächlichen Gewährsmannes, des hochw. P. Hornsby S. J., Missionärs in China, wurde schon etwa ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von China besetzt und besiedelt. Die ursprüngliche, in Rasse und Sprache völlig verschiedene Bevölkerung wurde theils unterworfen, theils in die schwer zugänglichen Gebirge zurückgedrängt, wo sie heute noch lebt. Es ist ein furchtbares, durchaus nicht bösartiges, zur Fettleibigkeit geneigtes Völklein, das sich, von Jagd lebend, in scheuer Entfernung von der Außenwelt hält. Li oder Loi ist der Name, den die Chinesen ihnen gaben. Den Verkehr vermitteln einigermassen ihre halbcivilisirten, von den Chinesen unterworfenen Stammgenossen, Tschun (d. i. die „Reifen“) genannt. Die Chinesen, etwa eine Million stark, bewohnen vorwiegend die Ebenen und Küstenorte. Politisch zerfällt die Insel in 14 Districte. Hauptstadt ist Kung-schan-su, im Norden der Insel, etwa eine Meile landeinwärts von Haifau (Hoi-hau), ihrem bedeutendsten Hafenort, gelegen, der seit 1876 den Fremden offen steht. Bereits im ersten Jahre stieg die Ausfuhr, die vornehmlich aus Riechhölzern, Gewürzen, Rattan, eßbaren Vogelnestern, und Zuckerrohr besteht, auf 5 700 000 Francs. Alles zeigt, daß Hainan eine nicht zu verachtende Besitzung wäre und unter guter Verwaltung sich sehr günstig entwickeln könnte. Jetzt schon steht die Insel in regelmäßigem Dampfschiffsverkehr mit China und Tonking.

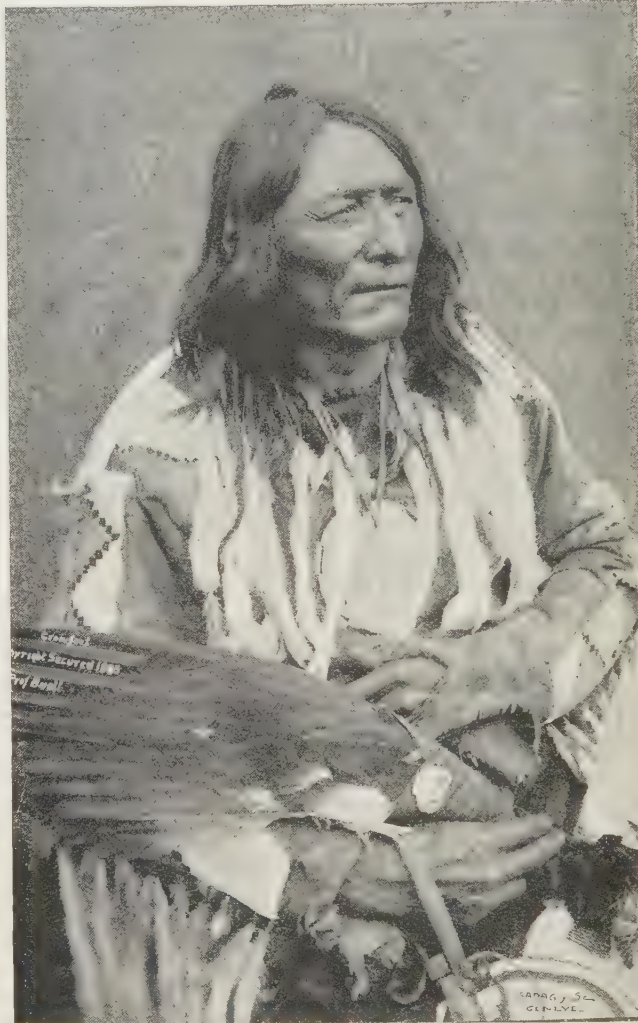
Das Christenthum fand bereits in den letzten Jahren der alten Ming-Dynastie um 1632 Eingang. Paul Wong, der Sohn jenes Mandarinens, der den ersten Jesuiten P. Matthäus Ricci nach Peking geleitet, war aus Hainan gebürtig. Nach seiner Bekehrung bat Paul auf seiner Rückkehr die Patres von Macao um Missionäre für sein Heimatland. P. Peter Marques, der eben von Japan vertrieben worden (sein Bruder starb dort als Märtyrer), war der erste Glaubensbote, der Hainan betrat. Aber schon nach zwei Jahren drängte es ihn nach Japan zurück, und an seine Stelle trat der seit 1635 im Chinesischen wohlbewanderte P. Benedikt Mattos. Er ist als der eigentliche Gründer der Mission von Hainan anzusehen und brachte durch seinen Eifer in kurzer Zeit eine eifrige Christengemeinde zusammen. Die Verfolgungswuth der Bonzen, die er scharf angegriffen, zwang ihn nach fünfjähriger Thätigkeit zu einer zeitweiligen Entfernung.

Sein Katechist, der ihn vertrat, wurde von den Bonzen vergiftet. 1643 kehrte P. Mattos zurück und gab sich mit neuem Muth an die Arbeit, unterstützt durch seine Mitbrüder von Macao. So entstanden vier Stationen mit Kirchen und Kapellen. Kung-schan-su war der Mittelpunkt der Thätigkeit. Eine zeitweilige Störung brachten die mit dem Dynastiewechsel verbundenen Unruhen. Doch hinterließ P. Mattos bei seinem Tode 1654 eine wohlorganisirte Christengemeinde mit Schulen, Kirchen und Kapellen und 3000 Neophyten. Die folgende Zeit ist eine Kette von beständigen Verfolgungen, welche die arme Mission niemals mehr

recht zur Blüthe kommen ließen, bis die Aufhebung der Gesellschaft Jesu sie völlig vernichtete.

Im Anfang dieses Jahrhunderts kamen einige Nachkommen der alten Christen, die sich zur größern Sicherheit ins Innere der Insel zurückgezogen, nach Macao und baten den Bischof um einen Priester. Er bestimmte ihnen einen chinesischen Weltgeistlichen, der seit 1810 jährlich vom Anfang der Fastenzeit bis Pfingsten auf der Insel verweilte. Die Zahl der Christen wuchs, einige Kapellen wurden wieder erbaut, und mehrere Priester übernahmen die Seelsorge. Unter ihnen zeichneten sich zwei Eingeborene von Hainan besonders durch ihren Eifer aus. 1850 wurde die Mission dem Pariser Seminar übergeben, das sie bis 1876 verwaltete. Wir wissen über ihr Wirken wenig, da Launay in seiner *Histoire de la Société des Missions étrangères* die Insel gar nicht erwähnt. Doch spricht der britische Consul mit Bewunderung von der Aufopferung des hochw. Herrn Michael Chazot, der mit einem Mitbruder die weitverstreuten Christen pastorirte, der eine im Norden, der andere im Osten der Insel. Sie kamen alle drei Monate einmal zusammen und lebten in großer Armut. „Groß

muß der Glaube sein,“ meint der Brite, „der einen Mann antreibt, die Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens mit einem so armseligen Leben zu vertauschen.“ Als das Pariser Seminar 1876 Hainan an den Bischof von Macao zurückgab, zählte die Insel nach seiner Angabe 838 über die ganze Insel hin zerstreute Christen. Portugiesische Missionäre des Real Patronado setzten das Werk fort, als die durch den französisch-tonkinesischen Krieg erregte Christenverfolgung, die schrecklichste, welche die Insel noch gesehen, alles wieder zerstörte. Kirchen, Priesterhäuser, Schulen, Anstalten und die Wohnungen vieler Christen wurden geplündert und verbrannt. Ein Theil der Gläubigen floh nach Macao, Hongkong und Kanton; von den Zurückgebliebenen fielen nicht wenige, wenigstens äußerlich, ab und schlossen sich der chinesischen Secte der Co-lau-wei an.



Sioux-Häuptling. (S. 177—180.)

In den letzten Jahren ist die schicksalsreiche Mission vom Bischof von Macao wieder in die Hände portugiesischer Jesuiten gelegt worden (vgl. Jahrg. 1894 S. 70), welche nach einer Unterbrechung von etwa 130 Jahren das Erbe ihrer Vorfahren wieder angetreten haben. Nach einer Angabe des Obern P. Sebastian d'Oliveira Xavier fand sich nur noch ein Häuflein von etwa 300 Christen vor. Aber zahlreiche ehemalige Christen sind im Herzen dem Glauben treu geblieben. Es gilt, sie allmählich wieder zu sammeln. Vieles hofft P. d'Oliveira von der Berufung der Barmherzigen Schwestern. Leider haben auch schon die Presbyterianer sich auf der Insel eingefunden. Sie haben in Hailau ein Krankenhaus, in dem jeder für einige Kupfermünzen Aufnahme erhält, und vertheilen Bibeln. Jeder, der eine annimmt, kommt als Befehrter auf die Liste. Ob die französische Befehung erfolgen und ob sie für die Christianisierung der Insel sich wohlthätig erweisen wird, ist abzuwarten.

Apostol. Vicariat Kiang-nan. Im Sturm gekentert. Im folgenden erzählt uns ein deutscher Missionär, P. Franz Storr S. J., ein Abenteuer, das er auf einer Fahrt im breiten Mündungsgolf des Yan-tse-kiang erlebte. Das Arbeitsfeld des hochw. Missionärs ist die große der Mündung des Riesenstroms vorgelagerte Insel Tsongming.

Vor einigen Monaten kam ein Christ von Za-den-so zur Centralstation und meldete, daß eine schwerkranke Frau nach der letzten Delung verlange. Za-den-so ist eine kleine Insel zwischen Tsongming und den Forts von Wufong. Die Mission besitzt dort eine kleine Kapelle, da unter den ca. 2000 Einwohnern des Eilandes auch 70 Christen sind. Ohne Verzug machte P. Storr sich auf den Weg. Der Wind war ungünstig, und so dauerte die Fahrt in einer Segelbarke statt einer volle 16 Stunden. Die Kranke wurde am folgenden Tage versehen, und P. Storr rüstete sich zur Heimfahrt. Da aber die Barke bereits nach Tsongming zurückgekehrt war, mußte er sich mit einem sehr kleinen Boote begnügen, das bloß 2 m breit und 4—5 m lang war. Hinten war ein bedeckter Schiffsraum und darüber noch ein offenes Schutzbach aus Bambusmatten, unter welchem man sich gegen Sonnenstrahlen und Regen bergen konnte. Hier nahm der begleitende Katechist Platz, während P. Storr im unbedeckten offenen Vordertheil der Barke sich niederließ. Die Besatzung bestand aus zwei Schiffen, einem hinten am Steuer, einem zweiten vorne am Mast, der ein etwa 2 m breites und 5 m hohes Segel trug. Doch lassen wir nun P. Storr selbst erzählen. „Anfangs war der Wind ziemlich günstig,

balb aber ließ er nach, so daß wir gegen 2 Uhr (um 11 Uhr war man abgefahren) uns erst etwa mittewegs befanden. Inzwischen hatten sich am Horizont mächtige Gewitterwolken aufgethürmt. Bald blies ein heftiger Wind und trieb uns rasch der Küste zu. Dann brach das Gewitter los. Der klatschende Regen zwang mich, unter dem Mattendach Schutz zu suchen, da ich es nicht wagte, in dem untern Schiffsraum mich einzuschließen. Die Windstöße wurden so heftig, daß man das Segel zu reffen und den Anker auszuwerfen gezwungen war. Der Schiffer, der bisher am Steuer gesessen, verkroch sich vor dem Regen unter Deck. Bald waren wir

trotz der Bambusmatten ganz durchnäßt; die Wogen schaukelten das Schifflein immer drohender; nicht weit von uns schlug der Blitz ins Wasser, und der Regen fiel so stark, daß von der 1—2 km entfernten Küste nichts mehr zu sehen war. Ich war ganz ruhig und dachte noch an keine Gefahr, empfahl mich aber doch betend dem Schutz der lieben Mutter Gottes und des heiligen Schutzengels. Da auf einmal — es mag gegen 3 Uhr gewesen sein — wurde das Boot von einer Sturzwelle so stark in die Höhe gehoben, daß von der andern Seite ein mächtiger Wasserschwall in den Schiffsraum hineinschlug. Ein Schrei des Schreckens entrang sich unserer Brust. Ich stand schnell auf und machte mit einem Hilferuf zur lieben Mutter Gottes einen Sprung ins Wasser. Im nächsten Augenblick hörte ich, wie das Boot umschlug; dann war außer dem Toben von Wind und Wogen alles still. Ich mochte mich etwa 2 m vom Boote entfernt befinden. Um nicht von den Wogen weggespült zu werden, wandte ich mich alsbald wieder dem Schiffe zu, das mit dem Kiel nach oben auf dem Wasser schaukelte. Meinen Katechisten konnte ich nirgends sehen. Ich rief ihm aber zu,



Sioux-Häuptling. (S. 177—180.)

einen Act der Reue zu erwecken, damit ich ihm die Losprechung gäbe. Inzwischen hatte ich schwimmend das Boot erreicht, und es gelang mir, mich daran festzuklammern. Nun sah ich auch, etwa 3 m weit entfernt, den Kopf meines Katechisten aus dem Wasser auftauchen. Nochmals rief ich ihm zu, einen Act der Reue zu erwecken, und erteilte ihm die Losprechung. Der Katechist betete so gut es ging, immer wieder nach Luft schnappend, mit lauter Stimme Reue und Leid und rief mit großer Anbrunst die liebe Mutter Gottes an. Ich suchte unterdessen auch für meine Füße einen Stützpunkt zu gewinnen; denn in meiner bisherigen Stellung, bloß mit den Händen mühsam an das Boot mich klammernd, konnte ich es unmöglich lange aushalten. Ich fand auch wirklich ein an der Schiffswand befestigtes Brett, auf das ich den rechten

Schenkel stützen konnte. „Pater“, rief jetzt der Katechist, „ich sinke, ich kann mich nicht länger über Wasser halten.“ Ich rief ihm zu, er solle sich mir zu nähern suchen. Im letzten Augenblick gelang es mir endlich, ihn mit der linken Hand an mich heranzuziehen, wo er dann gleichfalls einen Stützpunkt fand. Dann betete ich mit ihm, hörte seine Beicht, und gab ihm noch einmal die Losprechung. Unterdessen wüthete das Gewitter weiter; der Regen peitschte unser Antlitz und erschwerte uns das Athmen. Wir beteten in einem fort zur lieben Mutter Gottes und erweckten häufige Arie der Neue; denn es war klar: lange konnten wir uns in dieser Weise nicht halten, und wenn nicht bald Hilfe kam, waren wir verloren. Solange der Sturm so heftig wüthete und der graue Regenschleier alles verhüllte, war aber Hilfe nicht zu hoffen.“

„Was war aber aus den beiden Schiffen geworden? Da wir von ihnen nichts sahen noch hörten, glaubten wir sie längst ertrunken, als wir nach etwa einer Viertelstunde auf einmal ihre Stimme vernahmen. Ich dachte anfangs, sie wären auf der andern Seite des Bootes, gewahrte aber bald, daß sie sich unter der umgeworfenen Barke befanden und vergebens ein Loch in den Kiel zu machen suchten. Glücklicherweise hatte sich das Boot beim Kentern ganz entleert; so war es leicht und schwamm hoch genug über dem Wasser, daß die beiden einen offenen Raum für ihre Köpfe fanden. Nach etwa einer Stunde ließ endlich der Regen etwas nach. Die Küste wurde sichtbar, und man hatte uns dort bemerkt; denn wir sahen, wie die Leute am Gestade auf und ab-liefen, um nach uns auszufragen. Das war aber auch alles. Ob-schon wir aus Leibeskräften um Hilfe riefen, kam niemand. Bei solchen Gelegenheiten sieht man so recht den Unterschied zwischen einem christlichen und einem heidnischen Volke. Die Noth des Nächsten läßt den Heiden gefühllos. Ist Gefahr da, regt sich keiner; ist keine vorhanden, dann thut man etwas, falls ein gutes Trinkgeld zu erhoffen ist. Ein Christ hatte mich vom Gestade aus erkannt. Er that alles, um die Leute zu bewegen, ein Rettungsboot flott zu machen. Solange Wind und Wogenbrand so stark waren, wollten sie natürlich nicht; nachher aber sagten sie: Wir sind nicht sicher, daß es der Missionär ist; sind es aber arme Leute, so bekommen wir wohl kaum ein Trinkgeld und sind um-sonst in Regen und Wind hinausgefahren. Erst nach langem Bitten und Zureden ließen die Leute sich endlich zur Hilfeleistung herbei. Es dauerte aber eine Ewigkeit. Die größern Schiffe konnten nicht hinaus, da gerade Ebbe war; so wurde ein kleineres Boot von 20 Mann ins offene Wasser herausgeschleppt. Wir waren bereits seit 2 Stunden im Wasser; unsere Kräfte nahmen mehr und mehr ab, und ein neues Gewitter war im Anzug. Gott sei Dank! da kam endlich das Rettungsboot, gerade noch zur rechten Zeit. Kaum war ich darin, als ich vom Grunde meines Herzens ein Magnificat zum Danke betete. Nun galt es noch, die unter dem Schiff gefangenen Bootsleute zu retten. Da es nicht möglich war, das gefenterte Schiff an Ort und Stelle auf-zurichten, so löste man den Anker, hestete ihn ans Rettungs-boat und taute so die Barke dem Ufer zu. Hier wurde sie mit Hilfe der anwesenden Leute aufgerichtet, und die beiden Schiffer kamen, Gott sei Dank, lebendig zum Vorschein. Ich ließ mir trockene Kleider und kam so zum allgemeinen Erstaunen in schlichter Bauernkleidung in meiner Centralstation an. Gleich am folgenden Morgen ging ich, obgleich noch sehr müde, nach unserer Wall-fahrtskirche, um eine Dankjagungs-messe für unsere Rettung zu lesen.“

Sinterindien.

Apostol. Vicariat Nord-Cochinchina. Zunahme der Christenzahl. Hungersnoth. Ein Elsäßer, der hochw. Herr Karl Meyer (Pariser Seminar.), Apostol. Missionär in Mi-Duyet, gibt über die augenblickliche Lage der Mission in Annam, speciell Nord-Cochinchina, folgenden Bericht.

„Seit einigen Jahren hat sich die Glaubensverbreitung in Annam des schönsten Erfolges zu erfreuen. In der einzigen Mission von Hué werden jährlich 1000—3000 Heiden bekehrt, unterrichtet und durch die heilige Taufe zu Kindern der katholischen Kirche wiedergeboren. Im Jahre 1895—1896 belief sich die Zahl der Neubekehrten auf 4200, und von 1896—1897 stieg sie über 9000. Dieses Jahr ist die Bewegung noch größer, und bis zum 1. Mai werden wir sicher über 10 000 Heiden getauft haben. Zahllose Orte, die bisher dem Evangelium noch ganz verschlossen schienen, zählen nun einige christliche Familien. Der Posten allein, der meiner Seelsorge anvertraut ist, umfaßte vor 3 Jahren 7 Christengemeinden mit 650 Gläubigen, und zur Stunde ist diese Zahl auf über 20 Christengemeinden mit 2000 Gläubigen ge-stiegen. Jeden Tag treten neue Heiden zur katholischen Religion über.“

Leider aber ist über die blühende Mission eine harte Heim-suchung hereingebrochen. (Vgl. Märzheft S. 143.) „Eine Hungers-noth, wie sie die ältesten Leute hier noch nie erlitten haben, lastet auf dem ganzen Lande. Zuerst war die Ernte in Folge eines außerordentlich dürren Sommers fast gänzlich verloren gegangen. Dann brauste am 15. October ein entsetzlicher Sturmwind über das Land, der alles niederwarf. Bei meinen Christen allein wurden über 200 Häuser zertrümmert nebst 3 Kirchen. Mehr als 2000 Menschen in unserer Provinz verloren in dieser Sturm-nacht das Leben. Viele haben sich bis zur Stunde noch kein Nothdach aufschlagen können, um sich in der strengen Winterszeit vor dem Unwetter zu schützen. Dazu kommt nun noch die Hungers-noth, die mit jedem Tage drückender wird. Der Reis, des Anna-miten Brod, ist schon auf das Vierfache des gewöhnlichen Preises gestiegen. Viele Leute müssen alles bis auf die Kinder verkaufen, um sich das Leben zu erhalten. Viele haben nicht mehr einen Bissen Brod zu essen, weil sie keinen Groschen mehr haben. An zahlreichen Orten bekommt man nicht einmal mehr Reis zu sehen. Um ein wenig ihren Hunger zu stillen, müssen die meisten zu dem greifen, womit man sonst die Schweine füttert, wie der ver-lorrene Sohn im Evangelium. Manche sind schon diesem Elende zum Opfer gefallen, theils dem Hunger, theils der Krankheit, welche sie sich durch die schlechte Nahrung aus Wurzeln, Blättern, Gras, Baumrinde u. s. w. zuziehen.“

Der Missionär bittet dringend, den hartbedrängten Christen in Annam durch Almosen zu Hilfe zu kommen.

Aegypten.

Das Befehrungswerk unter den Kopten. Erstes Concil der neuen koptischen Kirche. „Seit meinem letzten Bericht“ (Februarheft S. 115 f.), so schreibt uns unter dem 4. März der koptische Priester Kamel Michael Ghali aus Rom, „ist die Zahl der Befehrungen fast ums Doppelte gestiegen. Am 8. No-vember v. J. theilte mir P. Anton Baraya folgende Liste mit: Banho das ganze Dorf bekehrt, Filua 80 Befehrte, Bagur 50, Gotna 15, Birbeh 31, Hammas 7, Benifez 120, Ghanaghem 1 Familie, Mallawi, Abutig fortwährende Uebertritte. Wir haben somit, schreibt

P. Anton, um nur die eingetragten zu rechnen, in unserer Diocese Theben seit zwei Jahren 8145 Befehrungen gehabt. Seither kamen dazu in Sahel 120 und nach einem Briefe vom 15. Februar fast das ganze Dorf Bayadie mit 2000—3000 Seelen samt dem koptischen Pfarrer. In der Diocese von Hermopolis war die Zahl bis zum 8. November v. J. auf 2050 gestiegen, davon in Mensafis 300, Nazlet-Abu-Gattas das ganze Dorf, Verbeh gleichfalls, Beni Ebeid 150, in Busch, Elidem, Nazlet-Abu-Sarfi, Essa je mehrere Familien, Baha 80, Abuforbas 100, noch vor kurzem in Fachu eine größere Anzahl. In den beiden Diocesen fanden also innerhalb etwas mehr als zwei Jahren rund 13 000 Befehrungen statt. Wenn darum in dem Breve vom 31. Juli 1895 an den General der Gesellschaft Jesu (die unter den Kopten thätig ist) Leo XIII. der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Unionsbewegung der orientalischen Kirchen von den Kopten ausgehen werde, so hat er richtig vorhergesehen.“ Es ist zudem mit Sicherheit zu erwarten, daß die auf den Wunsch des Heiligen Vaters am 18. Januar eröffnete erste Synode der neuen koptischen Kirche die Bewegung zur katholischen Einheit noch steigern wird.

Zum erstenmal, so schreibt hierüber ein Missionär, hat Kairo in seinen Mauern ein Concil sich versammeln sehen. Am 18. Januar wurde dasselbe in der großen katholisch-koptischen, der heiligen Familie geweihten Kirche in Gegenwart von zwei Erzbischöfen und drei Bischöfen eröffnet. Das heilige Opfer wurde nach koptischem Ritus vom Verweser des neu erstandenen koptischen Patriarchats von Alexandrien, Msgr. Kyrillos Macair, mit Assistenz von zwei Priestern gefeiert unter den feierlich-monotonen Klängen der einheimischen Liturgie. Die lateinische Kirche war vertreten durch den päpstlichen Delegaten für Aegypten und Arabien, Msgr. Gaudenzio Bonfigli, Titular-Erzbischof von Gabasa, und Msgr. Sogaro, Titular-Erzbischof von Amida.

Neben dem bischöflichen Thronhimmel des Celebranten standen die Bischofsstühle seiner beiden Suffragane, des Msgr. Maximos Sedfau, Bischofs von Hermopolis, und des Msgr. Ignatios Bergi, Bischofs von Theben. Die farbenreichen, malerischen Gewänder des orientalischen Ritus machten einen imposanten Eindruck. Nach der heiligen Messe lasen zwei koptische Priester vom Altare aus dem Volke die von Rom eingegangenen vier Actenstücke vor, einer den lateinischen, der andere den arabischen Text. Das erste Schriftstück enthielt die Anfrage Msgr. Macairs, das zweite die Erlaubniß zur Eröffnung des Concils, das dritte überwies Msgr. Bonfigli den Vorsitz, und das vierte führte Msgr. Sogaro in der Eigenschaft eines theologischen Consultors ein.

Hierauf eröffnete Msgr. Bonfigli mit einer meisterhaften lateinischen Rede, die sofort von Msgr. Ephrem, Chorbischof und Patriarchal-Vicar des syrischen Ritus, ins Arabische übersetzt wurde, die Verhandlungen. Msgr. Kyrillos antwortete dem Stellvertreter des Papstes in französischer Sprache. Er wies hin auf den einstigen Glanz der katholisch-koptischen Kirche, auf die traurigen Vorgänge, die ihre theilweise Trennung von Rom herbeiführten, und auf die väterlichen Bemühungen Leos XIII., die alte Einheit und den alten Ruhm des alexandrinischen Patriarchats wieder herzustellen. Diesem Zwecke diene auch das nunmehr eröffnete Concil. Er schloß mit einer flehentlichen Bitte an den göttlichen Hirten, auf daß recht bald sein Wort von dem einen Schaffstall und dem einen Hirten sich erfülle. Hierauf legten die drei koptischen Oberhirten der Reihe nach, die Hand auf dem Evangelienbuch, das feierliche Glaubensbekenntniß ab und unterzeichneten den öffentlichen Act. Sodann wurden vom Altare

aus die Namen der officiellen Theilnehmer an den Concilsverhandlungen vorgelesen. Der größte Theil gehört selbstverständlich dem koptischen Clerus an. Dazu kamen noch Msgr. Ephrem als Secretär des Vorsitzenden, fünf lateinische Consultoren, darunter die Apostol. Präfecten von Ober- und Unter-Aegypten und ein Mitglied der Gesellschaft Jesu. Nun verließen die Prälaten in feierlicher Procession die Kirche. Ueber die Verhandlungen liegen uns noch keine Berichte vor.

Aequatorial-Afrika.

Apostol. Vicariat Süd-Nyanza. Die Station U. L. Frau vom Trost. Gründungsversuche. Im ganzen haben die Weißen Väter in ihren Missionen an den großen Seen Innerafrikas ein sehr dankbares Arbeitsfeld gefunden, das, wie wiederholt gezeigt wurde, die Mühen mit einer überaus reichen Ernte belohnt hat. Die Hauptschwierigkeiten ergaben sich von Anfang an nicht seitens der durchschnittlich sehr gut veranlagten Bevölkerung, sondern theils von seiten der arabischen Sklavenhändler, theils durch die politisch-religiösen Wirren, welche namentlich die britische Befehung Ugandas begleiteten. Doch ist unter den verschiedenen Stämmen des gewaltigen, in vier Vicariate getheilten Gebietes ein großer Unterschied. Manche stehen verhältnißmäßig noch sehr tief und sind zudem durch das Eindringen der Weißen argwöhnisch und scheu geworden, so daß ihre Befehrung keine geringen Schwierigkeiten verursacht. Ein Beispiel dieser Art bietet die im Laufe des vorigen Jahres neu gegründete Station Maria vom Trost. Dieselbe liegt auf der Ostseite des Nyanza auf deutschem Gebiete im Stammlande der Waruri (Waruri). Diese wohnen drei bis vier Tagereisen westlich von Ukerewe entfernt (s. die Karte im Jahrg. 1897, S. 201) und gehören zu den oben bezeichneten, weniger zugänglichen Stämmen. Dreimal mußten die Patres ihren Standort wechseln, ehe es ihnen gelang, festen Fuß zu fassen. Einige Episoden aus dieser Gründungsgeschichte bieten die Briefe eines deutschen Missionärs, des P. J. Schneider, die uns freundlich zur Benutzung überlassen wurden und die hier wenigstens im Auszuge folgen sollen.

„Unsere Liebe Frau vom Trost, 20. März 1897.

„So sind wir denn endlich eingerichtet in dem Lande der Waruri; aber für den Augenblick ist unsere Lage noch ganz unsicher. In den ersten Tagen nach unserer Ankunft ließ der Pater Superior die Häuptlinge des Landes zu sich einladen, um ihnen unsere Absicht klar zu machen. Viele kamen, mehrere begleitet von ihren Leuten. Als sie alle versammelt waren, redete einer der einflußreichsten Häuptlinge die Anwesenden an. Nachdem er die zahlreiche Versammlung darüber aufgeklärt hatte, weswegen wir ins Land gekommen seien, wurde eine Niederlassung der Weißen daselbst gutgeheißen und die provisorische Erbauung unserer Häuser gestattet. Dann kam der Redner auf die Frage der Religion zu sprechen und schloß endlich mit den Worten: „Wollen wir beten, oder wollen wir nicht beten?“ Ein kurzes Stillschweigen tritt ein. Aus der Mitte der Versammlung ertönt eine Stimme: „Nein!“ So wurde beschlossen. Diese uns sehr schmerzliche Entscheidung versetzte uns in Trauer. Man verkündet uns die drei gefaßten Entscheidungen. Zwei Häuptlinge sagen, um uns zu beruhigen, daß man uns trotzdem die Kinder schicken würde. Das waren indes nur leere Worte; denn bis zur Stunde ist den Kindern und jüngern Leuten ausdrücklich verboten, uns zu besuchen. Die Männer haben unsere Bauten angefangen, vollenden sie aber nicht; fast alle weigern sich, zu arbeiten. Die Häuptlinge haben durchaus

keine Autorität über ihre Untergebenen. Jeder Häuptling eines Dorfes nennt sich König, aber meistens versagen ihm seine eigenen Unterthanen den Gehorsam. Daher geschieht es, daß jeder Einzelne bestimmen will, was gemacht werden soll, und dann kommt doch niemand. So ist bei dieser Versagung des Gehorsams die Gründung der Mission sehr schwierig. Das hatte uns übrigens der hochwürdigste Herr vorhergesagt. Wenn wir also Befehrungen erleben, so werden sie nur vereinzelt sein. Von allen Seiten sagt man den Baruri, sie seien furchtsam und feige, da sie unsere Niederlassung erlaubt hätten; sie sollten uns tödten oder uns verlassen und sich weiter ins Land zurückziehen, falls wir verlangten, daß sie 'beten'. Ein Stamm erklärte, wir würden getödtet, sobald wir in sein Gebiet kämen. Die Leute dieses Stammes haben auch wirklich nicht weit von uns kürzlich einen Deutschen mit sechs schwarzen Soldaten erschlagen. Nach meiner Erkundigung war es ein vollständiger Ueberfall. Der arme Weiße, der gekommen war, um Kinder zu kaufen, hatte sich zu sehr auf die Neger verlassen.

„Der hochw. Herr empfiehlt mir Vorsicht bei meinen Ausgängen, die ich mache, um mich über die Stimmung in der Bevölkerung zu orientiren. Da niemand zum Unterrichte kommt, habe ich Zeit zum Gebet, zum Studium der Sprachen und der heiligen Wissenschaften und zu Krankenbesuchen, wobei ich aber zunächst nur Arzneien austheilen und ein paar ermutigende Worte sagen soll ohne Bezug auf Religion; davon wollen sie hier nichts hören, sondern sagen, daß Beten etwas sehr Böses sei. Ich hoffe gegen alle Hoffnung, daß der liebe Gott das Angesicht dieses Landes ändern wird. Vielleicht hätte diese Umwandlung schon geschehen können, wenn ich, der ich besonders vom hochw. Herrn für die Missionirung dieser Gegend bestimmt bin, ein Heiliger wäre. Denn hier können nur heilige Missionäre das Werk Gottes ausführen. Hier sieht man so recht, wie sehr die Gnade wirken muß, um uns aufrecht zu erhalten, damit wir mit freudigem Herzen das Werk vollbringen, das der liebe Gott uns schwachen Werkzeugen seiner heiligsten Pläne anvertraut hat und durch uns ausführen will, wenn wir uns ganz in seine Hand geben. Dann erklettert man mit freudigem Muthe die Felsen, auf denen die Baruri sich eingenistet haben, um sich vor Angriffen und Plünderungen zu verbergen. Um zu ihnen zu gelangen, steigt man mühsam durch drei oder vier aufeinander folgende Thorwege aus Stein oder Dornenhecken empor. Nach vielen Umwegen und

vielm Schweiß kommt man zu einem den Feinden ganz unzugänglichen Platze. Hier sind die in die Felsen gebauten Hütten, wo in einem unbeschreiblichen Schmutze Männer, Frauen, Kinder, Kälber, Kühe, Ziegen, Hühner zusammen leben. In dieser Weise ist auf jedem Felsen ein Dorf angelegt. Daher besteht zwischen den Leuten wenig Verkehr, und sie sind wild und menschenscheu.

Das sind, lieber Mitbruder, die ersten Nachrichten aus unserer Mission. Betet, betet viel mit uns! Ohne das anhaltende Gebet ist unsere Arbeit nichts. Der hl. Joseph wird uns hoffentlich eine Aenderung unserer schwierigen Lage bringen.“

„Unsere Liebe Frau vom Trost,
1. April 1897.

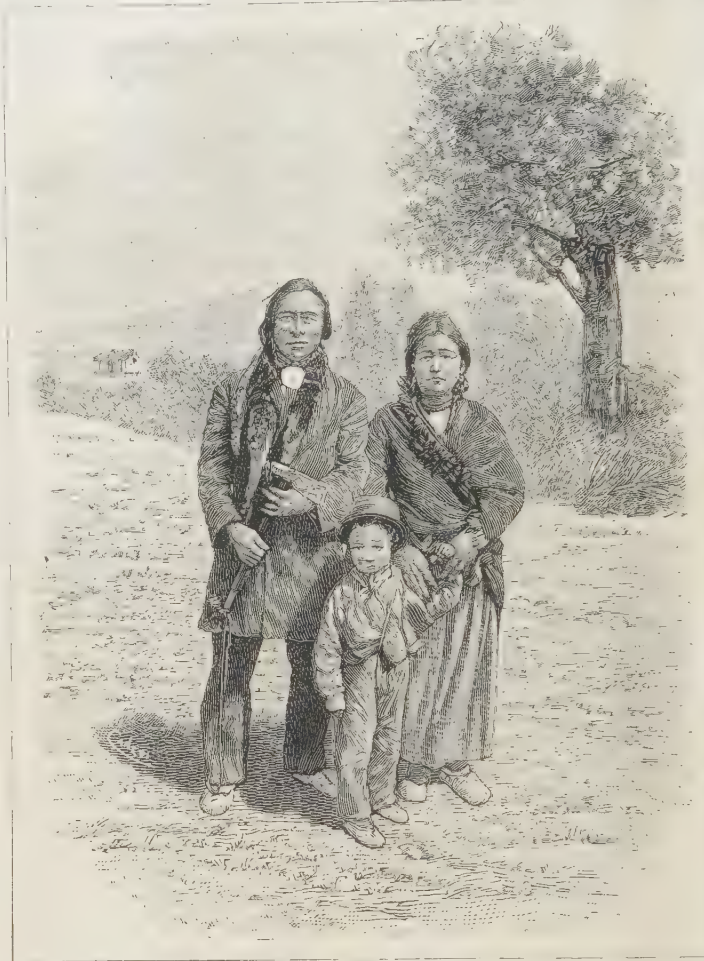
„... Jetzt, da wir ein wenig mit unsern Bauten von Schilf und Stroh vorgeschritten sind, läßt uns der hochw. Herr sagen, daß wir hier nicht bleiben werden, sondern mehr ins Innere gehen sollen, und zwar noch in diesem Jahre. Aber wohin wir gehen, finden wir keine entgegenkommende Bevölkerung; das ist hier bekannt. Neben all diesen kleinen Stämmen gibt es einen großen, der kürzlich von den Deutschen besiegt wurde. Das erregte für lange Zeit noch den Widerwillen gegen die Deutschen.

„Vor einigen Tagen schoß ich auf 200 Meter einen großen Vogel gelegentlich eines Ausganges. Auf dem Rückwege schoß ich am selben Platze einen zweiten Vogel der gleichen Art. Darüber waren die Schwarzen ganz verblüfft. Seitdem bin ich der Held in dieser Gegend. Sage Marcellin, daß er sich tüchtig im Schießen üben soll, wenn er hierher kommen will; das ist sehr wichtig, denn ein Weißer, der öfters fehl schießt, wird nicht

geachtet. Zwei neue Todesfälle am Sumpffieber haben wir zu verzeichnen, den des P. Boddard und den des P. Brest. Das Sumpffieber schien für eine Weile eingeschlafen zu sein, jetzt tritt es mit neuer Kraft auf, denn in kurzer Zeit raffte es vier Missionäre hinweg.“

„Unsere Liebe Frau vom Trost, 30. Juni 1897.

„Endlich haben wir eine willige Bevölkerung gefunden. So müssen wir denn unser bisheriges Nest wieder verlassen, um ein anderes zu bauen. Wir werden weiter landeinwärts gehen und dann drei Tagereisen weit von der Küste (des Nyanza) entfernt sein. Nun, es ist Gottes Wille. Als der hochw. Herr mich in das Land Uswui schickte, sagte er: 'Es ist Gottes Wille, mein lieber Vater.' Das zu wissen, ist uns genug.



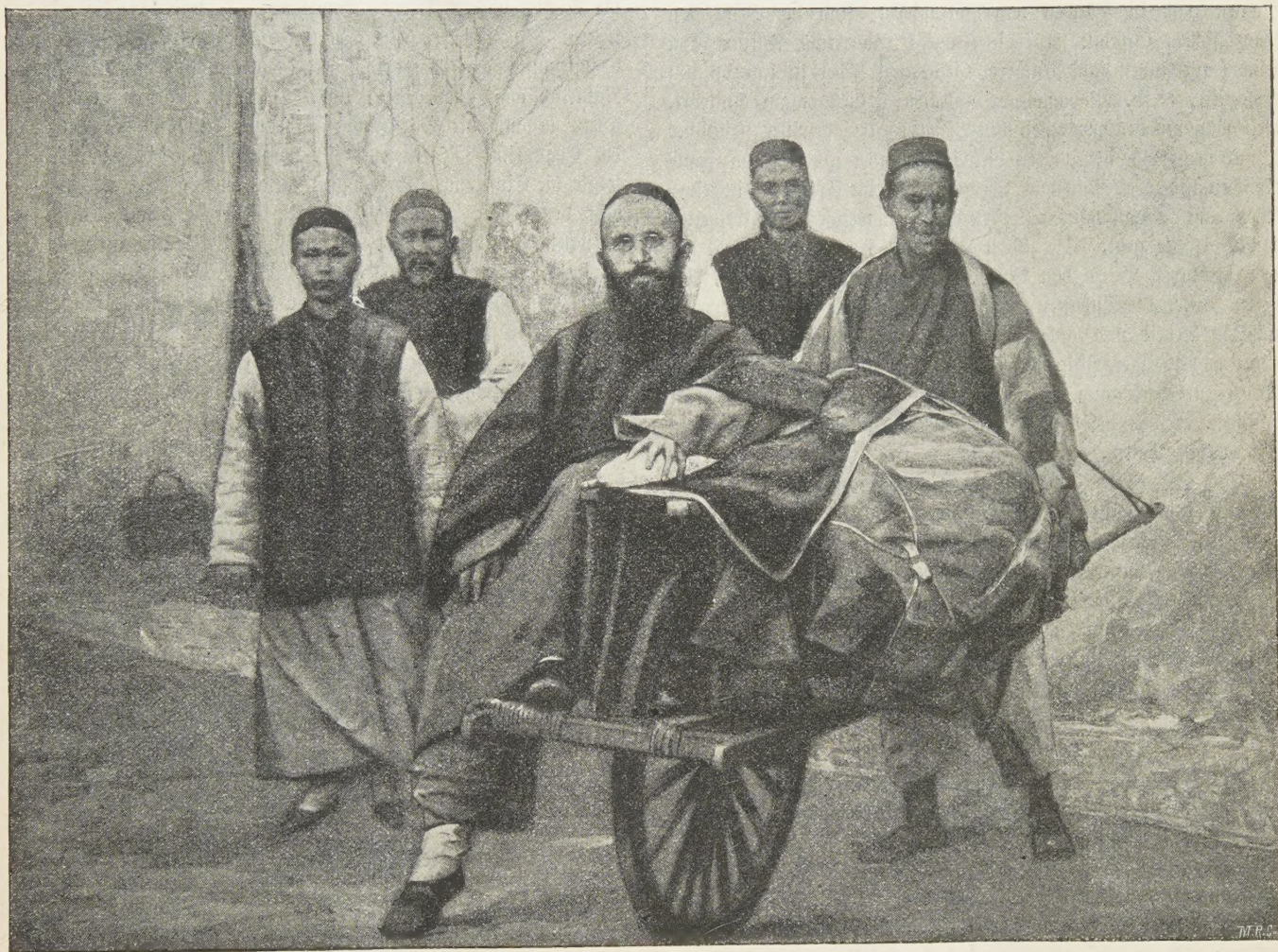
Der „aufrechtstehende Stier“, Siouan-Häuptling von Du'Appelle mit Frau und Kind. (S. 177—180.)

„Bevor wir diese Versuchsstätte verlassen, wollte der hochw. Bischof selbst herkommen, um sich Rechenschaft zu geben von der Lage des Landes und dann die Schwierigkeiten und die Stimmung der Bevölkerung kennen zu lernen, um so nach sorgfältiger Beobachtung selbst den neuen Platz zu bestimmen. Die Leute des Stammes, bei dem wir hoffen, uns niederzulassen, haben einen entsetzlich unförmlichen Kopf wegen des vielen Eisenwerkes, womit sie sich belasten.

„Wir haben also die friedlichen Volksstämme, die an dem Ufer des Sees leben, verlassen und werden nicht mehr den Blick

auf den Nyanza haben, der so viel Reiz bietet und der ein wenig die Hitze mildert. Doch nochmals, wie Gott will. Wir haben nur zu gehorchen.“

In der That ist das Bild, das der Missionär von den Stämmen entwirft, unter denen er jetzt weilt, nicht sehr ermutigend. Sie sind in beständiger Fehde miteinander, wobei sich dann die Besiegten an die Weißen und auch an die Missionäre als Schiedsrichter wenden. Der Respect vor den Weißen ist ein gewaltiger. „Wir dürfen nicht ohne Grund miteinander Krieg führen,“ sagte bei einer Gelegenheit ein Häuptling zu den Leuten eines andern



P. Franz Storr S. J. auf seinem Reisefarren. (S. 185.)

Stammes; „der Weiße verbietet es, und wenn ihr auf ihn nicht höret, so folgt er euch überallhin nach, in die Rüste, auf den Nyanza und selbst unter die Erde. Er findet euch überall. Was also thun? Auf ihn hören und den Krieg aufgeben.“ Dies wird hoffentlich der schließliche Ausgang sein.

Portugiesisch-Ostafrika.

Materieller Aufschwung der Kolonie von Mozambique. Stand der Mission am untern Sambesi. Die große Rührigkeit der andern Kolonialmächte hat auch die Portugiesen aufgerüttelt. Eine Reihe Gesellschaften, zum Theil freilich ausländische, haben, wie P. Torrend S. J. erzählt, die Aus-

beutung der reichen Bodenschätze des Landes in Angriff genommen. Die Zucker-Compagnie von Mozambique, an welcher vorwiegend portugiesisches Kapital, aber unter englischer Leitung theilhaftig ist, beschäftigt an 1000 Kaffern, hat eine eigene Betriebsbahn (System Decauville) angelegt und gedenkt in 2—4 Jahren 20000 ha mit Zuckerrohr zu bepflanzen. Schon jetzt sind ihre Erträge an Zucker und Rum bedeutend. Der Boden wird mit gewaltigen Dampfpflügen bis 2' tief umgeleget. Freilich hat der Pflanzler hier mit einem schrecklichen Feind, den Heuschrecken, zu rechnen, die kein grünes Blatt mehr stehen lassen. Die Mission in Chipanga erhielt von der Gesellschaft 200 ha Grundbesitz und genießt einen monatlichen Zuschuß zu ihren Unterhaltungskosten. Dieselbe Gesellschaft wünscht dringend eine Missionsniederlassung auch in Moepa.

Bis jetzt konnte aber aus Mangel an Leuten dem Wunsche nicht entsprochen werden.

Die Luabo-Compagnie mit französischem Kapital will die ungeheure Ebene von Chipanga bis zur Küste gleichfalls für Zuckerplantagen nutzbar machen. Das französische Syndikat in Marromeu beschäftigt 800 Arbeiter mit zahlreichen Dampfpflügen. Auch diese Gesellschaft hat der Mission ein günstiges Angebot gemacht, auf ihrem Boden eine Missionsstation zu eröffnen.

Eine französische Zucker- und Erdnuß-Gesellschaft mit einem Schweizer Namens Engelmann an der Spitze beutet den weiten Prazo von Borov aus. Eine Reihe anderer Prazos, nur dem Namen nach in Händen von Portugiesen, sind im Besitz von französischem Kapital. Auf die Frage P. Torrends, warum denn seine französischen Landsleute ihr Geld nicht lieber in französischen Kolonien, z. B. Madagaskar, anlegten, erhielt er zur Antwort, weil man mit den portugiesischen Behörden trotz gewisser kleinlicher Plackereien doch im ganzen viel besser fahre als mit den französischen, und weil Portugal, überzeugt, daß die Franzosen in keiner Weise auf Mozambique reflectirten, diesen weitgehende Freiheiten und Vortheile gebe. Die südost-afrikanische Compagnie endlich hat den herrlichen Prazo von Caia erworben. Die großartigen Arbeiten dieser Gesellschaften verschaffen Tausenden von Schwarzen nützliche Arbeit und guten Verdienst und üben so indirect auch einen wohlthätigen sittlichen Einfluß. Hätte die Mission genug Kräfte zur Verfügung, sie könnte sofort eine Anzahl neuer Posten eröffnen. Allein der Tod lichtet die Reihen schneller, als sie ersetzt werden können.

Der Stand der Mission am untern Sambesi ist übrigens ein recht befriedigender. In Boroma wurde 1897 die wahrhaft monumentale Kirche vollendet, die 2000 Kaffern fassen kann. Die Schule zählt 300 Kinder, die von Sambo über 100; die des jüngsten Postens Chipanga weist zwar erst 30 auf, welche aber aus den besten Familien des Landes stammen und fast alle zukünftige Katechisten sind. Bereits wurden von Chipanga aus zwei neue Posten, Nianke und Caia, mit Kapellen gegründet.

Brasilien.

Priesternoth. Eine willkommene Ergänzung zu unserem neulichen Aufsatze über die kirchlich-religiösen Verhältnisse Brasiliens (Januarheft S. 75) bilden die Mittheilungen des Steyler Missionärs Herrn Fr. Dold (Herz-Jesu-Bote 1898, S. 46 f.) und die Angaben von Hoffmanns Catholic Directory 1898. Danach zählt die Diocese Espiritu Santo (44 839 qkm mit circa 180 000 Einwohnern, also etwa so groß wie die drei oberrheinischen Diocesen Freiburg, Rottenburg und Mainz) außer dem Bischof 12 Priester, die Diocese Nictheroy (jetzt Petropolis, 59 000 qkm mit 1 200 000 Einwohnern, fast so groß als ganz Bayern) 70—80 (Hoffmann: 86) Priester. Die Diocese Coritiba umfaßt die beiden Staaten Parana und S. Catarina. Parana, dreimal so groß als Bayern, mit 250 000 Einwohnern, hat 30 Priester. Die Diocese Matto-Grosso (Cuyaba) mit einem Gebiet, größer als Deutschland, Frankreich und Italien zusammengekommen, verfügt über nur 15 Priester (11 Weltpriester und 4 Salesianer). In der Diocese Amazonas, der größten der Welt mit 2 Millionen qkm, wirken etwa 19 Welt- und Ordenspriester. In der Diocese Goyaz (größer als das Deutsche Reich) sind von 89 Pfarren 44 unbesezt; Zahl der Priester 86. Man bedenke dazu die schwierigen Verkehrsverhältnisse und die ungeheuern Entfernungen, und man wird die Lage erst recht würdigen.

Oceanien.

Passionsdarstellungen auf den Marquesas-Inseln. In einem längern Berichte über Missionserlebnisse auf dieser weit entlegenen Inselgruppe erzählt P. Materne aus der Congregation von den heiligsten Herzen Jesu und Maria (Picpus) u. a., wie er während der letzten Fastenzeit seinen lieben Kanaken in Baitahu das bittere Leiden unseres Herrn in wirksamer Weise zu veranschaulichen suchte. Es geschah dies durch ein Passionspiel, das durch die Schulkinder zur Aufführung kam. P. Materne vertheilte die verschiedenen Rollen — der begabteste Knabe mußte die Person unseres Herrn übernehmen — und übte sie mit den kleinen Schauspielern ein. Am Gründonnerstag abends nach Sonnenuntergang kam das Spiel im Schulhaus zur Aufführung. Natürlich war alles gesteckt voll. Nachdem man zusammen gebetet, begann die Darstellung im engen Anschluß an den Text des Evangeliums zuerst mit der Fußwaschung der Apostel. Es folgte die Einsetzung des heiligsten Altarsacramentes. Judas verläßt den Saal, Jesus hält die Abschiedsrede. Nach einem fanatischen Danklied begeben sich die jungen Schauspieler nach dem Oelberg, d. h. einer kleinen mit Kokospalmen bestandenen Anhöhe, wo die andern Garten-scenen sich abspielten. Dann kam Jesus vor Kaiphas, Pilatus, Herodes, und die damit verbundenen Zwischenacte, alles genau nach dem evangelischen Bericht und Wortlaut, schlicht und einfach, aber recht wirksam vorgeführt. Besonders ausdrucksvoll wurde die Neue des hl. Petrus dargestellt. Bei der Ecce Homo-Szene, als nach der Geißelung und Krönung der kleine Jesus mit dem Purpurmantel, der Dornenkrone und dem Rohrstab, ganz mit Blut überzogen, von neuem vortrat, vergossen die Kanaken helle Thränen, besonders die Frauen. Mit der Verurtheilung Jesu schloß für dieses Mal das Passionspiel ab. Die kleinen Künstler hatten ihre Sache sehr gut gemacht. Alles war begeistert und sprach nur mehr von dem Spiel. So etwas Schönes hatten sie nie gesehen. Rasch verbreitete sich die Kunde in die andern Thäler, und alle wünschten die Aufführung gleichfalls zu sehen. P. Materne hat auch vor, dieses einfache und wirksame Anregungs- und Belehrungsmittel noch weiterhin zu pflegen. In der Geschichte der alten Jesuitenmissionen begegnen uns solche Passionsspiele häufig.

Aus verschiedenen Missionen.

Ueber den Stand der Missionen der Missionäre von Mill-Hill (St. Josephs-Missionsgesellschaft) 1897 entnehmen wir dem St. Joseph's Foreign Missionary Advocate (III, 13. S. 249 f.) folgende Angaben: 1. Vorderindien. Heidenmission der Erzdiocese Madras: Stationen 12, Schulkinder 1373, Tausen Erwachsener 238, von Kindern 844, Beichten 45 066, Communitionen 44 695, Firmungen 172. — Heidenmission in der Apostol. Praefectur Kasiristan und Kaschmir: Stationen ?, Tausen Erwachsener 4, von Kindern 54, Beichten 4220, Communitionen 7021, Schulkinder 250 (28 Nichtkatholische), Waisenkinder in Anstalten 118. — 2. Sunda-Inseln. Apostol. Praefectur Britisch Nord-Borneo und Labaan: Schulen 7, Schulkinder 154, Ackerbauschulen 2 mit 13 Knaben. Gesamtzahl der von der Mission unterhaltenen Kinder 141, Tausen Erwachsener 124, von Kindern 144. — 3. Afrika. Apostol. Vicariat vom Obern Nil: Katholiken 1200, Katechumenen 6300, Stationen 3, Kirchen oder Kapellen 4, Priester 11, Schulen 3, Schulkinder 105, Armenapotheken 3, Tausen von Erwachsenen 588, von Kin-

dern 122, Beichten 12074, Communione 10887. — 4. Australien. Von der Maori-Mission auf Neu-Seeland fehlen die Angaben noch. Die Missionsgesellschaft (J. Jahrg. 1891, S. 246) zählt augenblicklich in Europa 4 Missionsanstalten: das Mutterhaus St. Josephs-Colleg in Mill-Hill bei London mit 60, die Apostol. Schule St. Peter in Freshfield bei Liverpool mit 26, das St. Josephs-Missionshaus in Rozendaal (Holland) mit 39, das St. Josephs-Missionshaus in Brigen mit 12 Studenten; Gesamtzahl 137. — **Palästina.** Mission in Nazareth. Der um die Katholiken in Nazareth wohlverdiente lateinische Pfarrer daselbst, P. Francesco Victoriano, ein geborener Spanier, wandte sich im vorigen Herbst an Msgr. Piavi, den lateinischen Patriarchen von Jerusalem, mit der Bitte um Gestattung einer Mission in seiner Gemeinde. Der hochw. Patriarch ging bereitwilligst auf die Bitte ein und ließ in der Woche vor Mariä Empfängniß durch zwei Missionäre der Gesellschaft Jesu die Missionspredigten in Nazareth abhalten. Für die Männer und Frauen war dazu die Kirche der Verkündigung Mariä im Kloster der Franziskaner-Väter bestimmt, während für die Jungfrauen und die Zöglinge des Pensionates der Dames de Nazareth besondere Vorträge in der Kirche dieser Anstalt gehalten wurden. Die Gläubigen beteiligten sich mit regem Eifer an der Mission und empfingen in sehr großer Zahl die heiligen Sacramente, natürlich getrennt nach den verschiedenen Riten. Besonders feierlich war die schöne Schlussprocession am 8. December. Die Angehörigen der drei in Nazareth vertretenen katholischen Riten, Lateiner, Maroniten und Melchiten (unirte Griechen), vereinigten sich dabei zu einer gemeinsamen, feierlichen Kundgebung ihres katholischen Glaubens. Der Clerus, die Mitglieder der verschiedenen Männer- und Frauenorden, die Kinder der Knaben- und Mädchenschulen und die Scharen der Gläubigen boten in dieser Procession den Schismatikern, Protestanten und Mohammedanern ein Schauspiel, wie sie es in Nazareth noch nicht gesehen hatten. — **Siorca.** Seit mehreren Jahren ist das „Land der aufgehenden Morgenröthe“ der Zankapfel zwischen Rußland und Japan und der Schauplatz politischer Intriguen und Wirren, deren Lösung sich noch nicht mit Sicherheit voraussagen läßt. Um so erfreulicher ist es, zu vernehmen, daß das Missionswerk trotz dieser Verhältnisse nicht zurückgegangen ist, sondern im Gegenteil befriedigende Fortschritte gemacht hat. Die alten gehässigen Anfeindungen und bureaukratischen Verfolgungen haben mehr und mehr aufgehört und das Evangelium darf frei und offen verkündigt werden und findet in dem religiös gut veranlagten Volke einen recht fruchtbaren Boden. Der Bischof, Msgr. Mutel, wird auf seinen Hirtenreisen überall mit Ehre und Hochachtung behandelt, und er wie seine Missionäre wurden wiederholt auch zur feierlichen Audienz am Hofe zugelassen und sehr huldreich empfangen. Inzwischen wächst langsam, aber stetig auch ein tüchtiger einheimischer Clerus heran, auf dessen Mitwirkung der Bischof mit Recht große Hoffnungen setzt. Die schöne Kathedrale von Seül geht ihrer Vollendung entgegen und wird eine Zierde der Hauptstadt werden. Nach den Miss. Cathol. 1898 zählt die Mission 32220 Katholiken, 27 europäische und 3 einheimische Missionspriester, 24 Haupt- und 497 Nebenstationen, 27 Kirchen und Kapellen, 31 Elementarschulen mit 333 Kindern, 2 Waisenhäuser mit 362 Kindern und 1 Spital. Neben den Missionären des Pariser Seminars wirken hier 8 Schwestern vom hl. Paul von Chartres und 10 einheimische Schwestern. So sind die Aussichten recht gute, obschon freilich das Vorrücken Rußlands für die katholischen Missionen der zunächst bedrohten Striche ein gewisses

Bangen erweckt. — **Vereinigte Staaten.** Der neueste Bericht 1897/98 der katholischen Commission für die Neger- und Indianermissionen in den Vereinigten Staaten gibt folgendes Bild: Annähernde Zahl der Neger in den unterstützten 26 Gebieten 4832976, davon katholisch 143213, Kirchen 25, Missionspriester 30, Schulen 98, Schulkinder 6093, Tausen von Erwachsenen 853, von Kindern 4907. Zahl der Indianer in den 20 unterstützten Diöcesen und Apostol. Vicariaten (von Santa Fé, Utah, Vancouver Isl. sind die Zahlen des Vorjahres herübergenommen) 296300, davon katholisch 82858, Kirchen 142, Missionspriester 70 (vornehmlich Franziskaner, Benediktiner, Jesuiten), Schulen 62, Schulkinder 3999, Tausen von Kindern 5544, von Erwachsenen 227. — **Alaska.** In dem neu erschienenen Werke: *Through the Goldfields of Alaska to Bering Strait* (London 1898) spricht sich der Verfasser Harry de Windt über die katholische Hauptstation Heiligkreuz am Zuckon folgendermaßen aus: „Die Station besteht aus mehreren hübschen Holzbauten; da ist das Klösterchen der Schwestern, die Wohnung der Patres, eine schöne Kapelle, eine Schule für eingeborene Kinder und ein Gemüsegarten, wo Kartoffeln, Kohl u. s. w. mit zweifelhaftem Erfolge gepflanzt sind. Hier sehen wir auch den ersten und wohl auch letzten Blumengarten in Alaska. Es war rührend, die Sorge zu sehen, die an diese Blümchen gesetzt wurde, arme schwache Dingerchen, die aber der trostlosen Wüste einen Hauch von Wärme und Farbe geben. Eine der Schwestern zeigte uns mit Stolz einen Kefedastock, der während der ersten Tage des kurzen Sommers aus Furcht vor dem Frost allnächtlich sorgsam ins Haus und am Tage wieder hinausgesetzt wurde. In einer Ecke des Gartens stand in einem kleinen Kapellchen aus Tannenzweigen die Statue U. L. Frau, während ein großes weißes Kreuz die Ruhestätte der Schwester bezeichnete, die kurz vor unserer Ankunft gestorben war.“ Auch die Schulräume, „wahre Muster der Reinlichkeit“, gefielen dem Herrn sehr gut, und er war überrascht, von den Lippen von Eskimo-Kindern ein in klarem, schönem Accent gesprochenes Französisch zu hören. „Die ganze Niederlassung trug ein solches Gepräge des Friedens und anheimelnder Wohnlichkeit, daß man sich in ein Dörfchen des fernen Frankreichs versetzt glaubte.“ In der Goldstadt Dawson City stehen nach einem Briefe des Apostol. Präfecten P. René S. J. Missionshaus, Spital, Schule und Kirche fertig. Er denkt daran, in Alaska nun auch eine kleine Ackerbauschule zu gründen, um den armen Eingeborenen neue Nahrungsquellen zu erschließen. — **Afrika.** Die Mission der belgischen Jesuiten am Kwango (Belgisch Kongo) nimmt einen sehr erfreulichen Fortgang. Die Kostschulen der Patres und Schwestern U. L. Frau von Namur zählten in den drei Hauptstationen Ki-Santu, Ki-Mwenza, N'Dembo Anfang 1898 bereits etwa 800 Knaben und 180 Mädchen. Von jeder dieser Stationen aus werden zahlreiche Außenposten, von Ki-Santu z. B. 18, regelmäßig besucht, und die Zahl der Getauften und Katechumenen ist beständig im Wachsen. Im Umkreise dieser Hauptniederlassungen entstehen eine Reihe Nebenstationen mit Kapelle und Katechistenwohnung. Die meisten derselben sind Gründungen von Zöglingen der verschiedenen Jesuitencollegien in Belgien. So stiftete das Colleg Ste. Barbe in Gent die Station Sand-Sainte-Barbe in Boko am Zinkisfluß, zwei Meilen südlich von Ki-Santu, das Colleg von Courtrai Courtrai-Saint-Michel, das Colleg von Turnhout Turnhout-St.-Joseph in Magidi, das Colleg St.-Franz Xaver von Verviers die gleichnamige Station in N'Semfu, das Colleg von Namur Namur-Notre-Dame in N'Lemba, südöstlich

von N'Dembo, das Colleg Notre-Dame in Antwerpen Anvers=Notre-Dame am Kinanga, einem Nebenfluß des Inkissi; Maria-Louise in Boma endlich ist die Stiftung einer Dame aus Courtrai. Natürlich interessieren sich die Zöglinge nicht wenig um die Entwicklung ihrer Schützlinge und erhalten darüber regelmäßigen Bericht. Wie, wenn auch unsere deutsch-österreichischen Pensionate diesem Beispiele folgten! Auf all den Stationen hält mit dem Unterricht und der Evangelisierung auch die materielle Culturarbeit gleichen Schritt. Ki-Santu hat z. B. bereits 36 ha bebaut und besitzt eine Herde von 680 Stück Kleinvieh. So hofft man die Mission allmählich selbständig zu gestalten, was freilich erst nach Eröffnung der geplanten Verkehrswege möglich sein wird. Inzwischen sind auch die Prämonstratenser an den Kongo gezogen, um am Werk der Civilisirung mitzuwirken. — **Nordamerika.** Mission des Felsengebirges. Die neuerdings beliebte antikatholische Indianerpolitik in Verbindung mit der immer weiter vordringenden weißen Einwanderung bedeutet auch für diese bisher so blühende Mission, das Erbe des unvergeßlichen P. Desmet, eine drohende

Gefahr. Der Indianer hält sich im unmittelbaren Verkehr mit der weißen Rasse nur schwer auf gutem Wege. Doch ist noch immer ein tüchtiger Kern alter Musterchristen übrig, und die Missionäre (Jesuiten) thun alles, um wenigstens diesen zu retten. „Wir haben gerade“, so schreibt ein junger Missionär, „die Weihnachtstage mit ihren Feierlichkeiten hinter uns. Unsere armen Flachkopf-Indianer (Flatheads) gaben uns wieder einen neuen Beweis ihres lebhaften Glaubens, den unsere ersten Missionäre in ihre Herzen gepflanzt haben. Zur Christmette um Mitternacht hatten wir über 600 Communione in unserer Kirche. O, Sie würden sich gehoben fühlen, wenn Sie sähen, wie dieses arme Volk zu den Sacramenten geht, wenn Sie beobachten könnten, wie der braune Krieger ehrfurchtsvoll an der Communionbank niederkniet. Es ist wahr, sein Aeußeres ist ärmlich; eine alte, wollene Decke, vielleicht eine bunte Binde, ist das ganze äußere Gepränge, das er bei dieser festlichen Gelegenheit entfalten kann; aber Gott muß sicherlich seine Freude an der demüthigen, kindlichen und großmüthigen Liebe von einigen dieser verachteten Rothhäute haben.“

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat März eingegangenen Gaben.

Für die dürftigsten Missionen:	Mar.	Für die Missionen in China u. Japan:	Mar.	Für die Mission in Neu-Pommern:	Mar.
„Aus Mautathal Ex voto für den 13. Febr.“	404.—	Von Pfarrer Fasbender in Duisburg	10.—	Durch Pfarrer Bogenberger in Mainburg	150.—
Von Dr. F. Nagl, Rector der Anima in Rom	100.—	Durch Dombitor Froberger in Straßburg i. E.	80.—	Für die Hungerleidenden in Irland:	
Aus Langenscheidt	170.36	Von P. fr. Rahl, Erpof. in Seestadt	2.55	Von Pfarrer Schmitt in Bang	16.—
Von Rector Krämer in Fricklar	30.—	Von S. B. B. in Gindhoven	25.—	Für Loskauf und Unterhalt von Heiden-	
„Ex voto“	5.—	„Göttliches Herz Jesu, erbarme dich der armen	8.52	Kindern:	
Von Pfarrer Jügel in Antischan	15.—	Heiden“		Aus Battenburg	22.50
Von Pfarrer Roderburg in Wilsdorf	25.—	Von B. Güte, Redacteur der Oldenburger	70.65	Aus Neuh	21.—
Durch Pfarrer Sachs in Wenzeln	50.—	Volkszeitung in Barcha		Durch P. Benno Hils O. F. M. in Dettelbach	100.—
Von Franz Jos. Sandmayr in Wien	11.92	Für die Missionen in Indien:		Von B. Grisefer in Metamora, Ill.	12.30
Aus M. S. H.	100.—	Durch Joh. Daane in Bulmtje	77.—	Aus Gansheim	25.—
Von Anton Giffet in Cleveland, Ohio	8.20	Von S. B. B. in Gindhoven	25.—	Aus Neuenkirchen, Bez. Minden	21.—
Von S. in B.	50.—	Von Kaplan Schreiber in Sachsenhausen	10.—	Von Pfarrer Maier in Söllingen	23.—
Papalino	15.—	Von Seminar-Regens Eber in Burghausen	5.—	Von Dr. Beder, Pfarrer in Berncastel	41.—
Durch B. Mayer in München	80.—	Von Ungenannten in Ebg.	4.—	Von A. Kleinert in Gottweig	2.—
Durch F. Dag in Oberdorf	1.10	Durch Fräulein Zenger in München	3.—	Für Loskauf und Unterhalt von Neger-	
Von M. K. zu Ehren des hl. Joseph	3.53	Aus Ellwangen	10.—	Kindern:	
Aus Ellwangen	10.—	Aus Battenburg	22.—	Von A. S. in Koblenz zum Andenken an die	
Von S. S., Bad Kissingen	10.—	Für die Nothleidenden in Armenien		heilige Mission	21.—
Für nothleidende Missionspriester zur		und Mesopotamien:		Aus Gansheim	2.55
Verfolgung von heiligen Meissen:		Durch Joh. Galt III. Eöhne in Mainz	16.—	Von den Ausnähmerinnen der Firma Johann	
Von Kaplan Hummel in Ravensburg	50.20	Von B. Grisefer in Metamora, Ill.	8.20	Boigt in Biala	2.04
Von Pfarrer Ph. Gerat in Berejowka, Rußl.	64.80	Aus Ellwangen	10.—	„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	100.—
Von Pfarrer Göpfert in Hammelburg	65.60	Für die Missionen in Afrika:		Für arme Klosterfrauen in Italien:	
Durch B. Herder, Verlag in Wien	16.50	Von Pfarrer Kreißle in Oberfahlheim	75.—	Von M. K. zu Ehren des hl. Joseph	50.—
Von Pfarrer Jünger in Jyn	8.—	Von Gae. J. Carrh in Port of Spain	6.70	Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
Von S. K. in Innsbruck	11.91	Von J. in Dinfelsbühl	11.—	Von Pfarrer Greiner in Obermonjour, Rußl.	15.34
Von A. Kleinert in Gottweig	30.—	Aus der Hinterlassenschaft des † Georg Müller	1500.—	Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von Kaplan J. Büttgen in Trier	89.45	in Schiller		Von Straßenwärter Bauer in Medas	4.—
Frau E. Vembach in Cleveland, Ohio	8.20	Für die Jesuitenmissionen am Sambesi		Papalino	7.50
Von Mascha in Schlierbach	8.50	(Südafrika):		Für den Bonifatius-Verein:	
Von Lehrer Boret in Jütz	54.—	„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	10.—	Papalino	4.50
Von S. Sg. in Sch. b. Effen	20.—	Aus Ellwangen	10.—	Für den Heiligen Vater:	
„Regina pacis, ora pro nobis“	397.—	Für die Dominikanerinnen in Süd-		„Unbefleckte Empfängnis, bitte für den Heili-	
Von Schlossbeneficiat Kränzle in Niederarndach	20.10	afrika:		gen Vater und die ganze katholische Kirche“	15.—
Von Dechant Müller in Ebersfeld	68.—	Durch Pfarrer Bogenberger in Mainburg	50.—	Von Peter Klee in Moselweiß	1.—
Durch Bahnhofsvorwalter Rohrmus in So-		Für die Missionen der Kopten in		Papalino	6.—
pingen	500.—	Aegypten:		Für verschiedene Zwecke:	
Von Pfarrer Greiner in Obermonjour, Rußl.	86.40	„Göttliches Herz Jesu, erbarme dich der armen	8.50	Von S. M. B. S.	19.50
Von Straßenwärter Bauer in Medas	15.—	Heiden“	4.10	Von Pfarrer Göß in Lenzkirch	5.—
Von Ungenannten in Ebg.	10.—	Von B. Grisefer in Metamora, Ill.	10.—	Von Peter Klee in Moselweiß	1.—
Papalino	3.—	Aus Ellwangen	200.—	Durch den „Sendboten des göttlichen Herzens	
Von Pfarrer Göß in Lenzkirch	50.—	Von Joh. Stabler, freier Pfarrer in Landsberg		Jesu“ in Innsbruck	226.10
Von M. K. zu Ehren des hl. Joseph	7.—	Für den Afrika-Verein:		Durch das „Westfäl. Volksblatt“ in Baderborn	23.—
Für nothleidende Priester und Missio-		Von S. in B.	50.—	Durch das Erzbißhöf. Ordinariat Freiburg i. B.	23.—
nen in Sibirien:		Für die Missionen in Oceanien:		Aus Westfalen	13.—
Von G. S. in Goeßfeld	5.—	Von Hugo Wirth, Subdiakon in Breslau	3.—		
Aus Ellwangen	10.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **Adolph Streber**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **B. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Gratz**, Graz (Steiermark). Zuschriften an die Redaktion und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redaktionschluß und Ausgabe: 15. April 1898.

Der Abdruck der Aufsätze aus den „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, jener der Nachrichten nur mit Quellen-Angabe erwünscht.

B. HERDER, 17 South Broadway, ST. LOUIS, Mo.